

Stiftung
Kunst
und Natur

Nantesbucher
Leseheft

Nature Writing

Nantesbucher Leseheft

Nature Writing

- 5 Vorwort
- 8 Ute Kledt – Wild thing
- 14 Suzanne Fischer – Natur: inspiziert-inspiriert
- 20 Chantal Ebelsheiser –
Baumknochensplitter, Fetzen der Erinnerung
- 24 Roland Rödermund – Karpfsee. Großer, Kleiner
- 30 Anna Wiese – Dem Landschaftsgedächtnis nachgehen
- 36 Anna Ospelt – Federlesen
- 44 Kathrin Blum – Die Eschen sterben
- 48 Tina Schulz – Randstreifennotiz
- 56 Miriam Tag – Who experiments
- 66 Epilog – Schreibgänge ins Gelände



Nature Writing in Nantesbuch

Wir sind ein Teil der Natur. Und die Natur ist ein Teil von uns. Ob in Prosa, Lyrik, Essays oder journalistischen Texten – *Nature Writing* führt uns dies auf vielfältige Weise vor Augen. Und gerade in der Kulturlandschaft um Nantesbuch herum ist diese Verbindung spürbar.

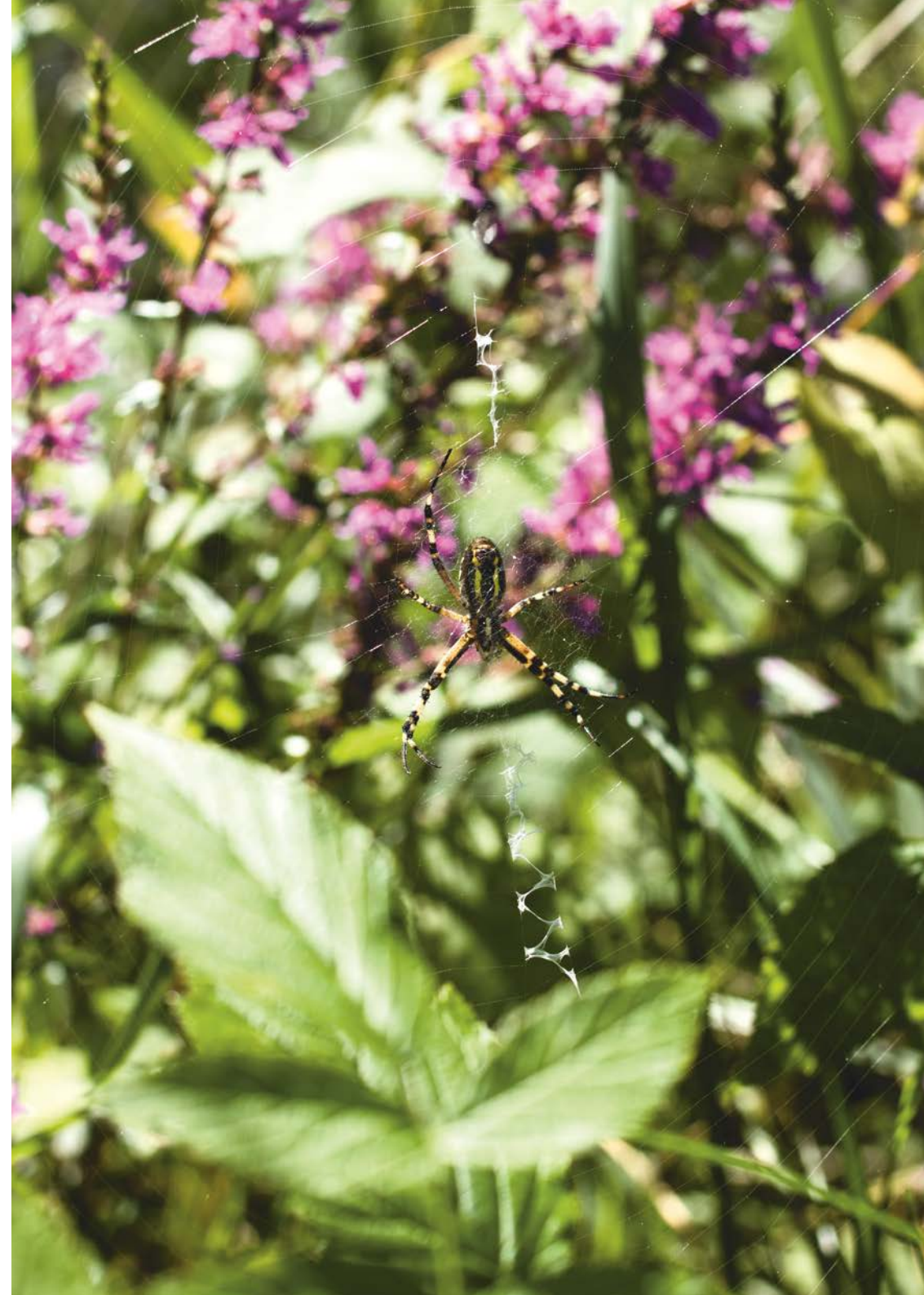
Nature Writing vermittelt Bewusstsein und Wertschätzung für unsere natürliche Umwelt und ist somit mehr als nur ein literarisches Genre. Es veranschaulicht die Bedeutung von berührten und unberührten Landschaften und appelliert subtil an unsere Verantwortung. Der Erhalt der Natur sichert unser Überleben. Die Stiftung Kunst und Natur möchte die Sichtbarkeit des *Nature Writing* im literarischen Kanon erhöhen.

Die Stiftung Kunst und Natur lädt auf 320 Hektar Land, darunter Wiesen, Wald und Moore, dazu ein, Natur zu erleben. Mit vielfältigen Veranstaltungen beleuchten wir unsere natürliche Umwelt aus verschiedenen Blickwinkeln. Inspiration, Dialog und Austausch liegen uns dabei am Herzen.

Das alljährlich stattfindende *Nature Writing* Seminar ist ein fester Bestandteil des Stiftungsprogramms. Zudem beteiligen wir uns am Deutschen Preis für Nature Writing, gemeinsam mit dem Verlag Matthes & Seitz Berlin und dem Umweltbundesamt.

Dieses Leseheft ist eine Zusammenstellung der Texte, die im Rahmen des *Nature Writing* Seminars im Oktober 2022 entstanden sind. Das Lange Haus in Karpfsee bildete dabei den Ausgangspunkt dieser literarischen Streifzüge und der Beschäftigung der Autorinnen und Autoren mit Landschaft und Sprache.

Eine gute Lesezeit wünscht Ihnen
Ihre Stiftung Kunst und Natur



Ute Kledt

Nature Writing oder „dort draußen“ zu schreiben, ist für Ute Kledt eine Gelegenheit, sich ganz einzulassen auf den Moment und das sinnliche Wahrnehmen in Worte zu fassen oder – ohne Sprache – in Bilder/Skizzen zu übersetzen. Dieses „Dasein“ macht sie glücklich, weitet ihren Horizont und schenkt ihr meist unerwartete Begegnungen mit anderen Lebewesen.

Wild thing

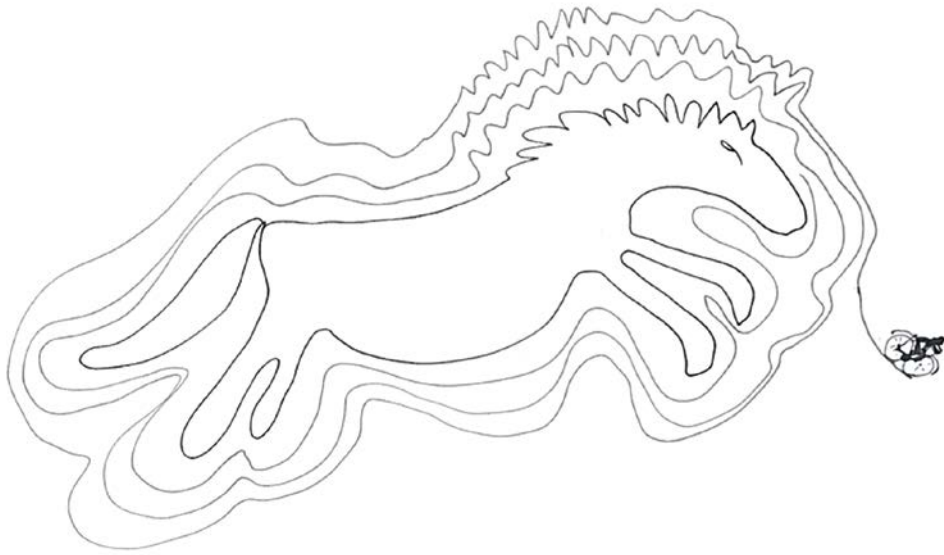
Als ich mich aufmache, weiß ich noch nicht, wohin mich mein Weg führen wird. Ich trete einfach in die Pedale und folge dem Vorderrad. Der Himmel hat sich zu einem kräftigen Oktoberblau aufgeklärt. Ein paar Kumuluswolken schieben sich über die voralpine Hügellandschaft von Nantesbuch. Ich überlasse mich dem Lauf des surrenden Rades. Auf der alten, mit Teerflicken ausgebesserten Landstraße schwebe ich vorbei an Eschen, Erlen, Birken und Eichen. Vorbei an rot leuchtenden Farbtupfern des wilden Weins, an Beige- und Ockertönen welker Gräser, an sorgfältig aufgeschichteten Holzstapeln, an Holunderbüschen mit nur noch wenigen hellgrünen Einsprengseln und orangefarbenen Pilzgruppen, die dort im Moosdickicht unter den Tannen, wie Zuschauer, meinen Weg säumen.

Die Straße führt einen Hügel hoch, ich trödle im Zickzack – Baum für Baum – die Alleenstraße hoch. Auf halbem Weg – gegenüber einer Ausfahrt – entdecke ich an einem alten Erlenstamm einen Spiegel. Sein Holzrahmen ist verwittert und der Ausschnitt, der sich in ihm spiegelt, besteht aus unzähligen Grünschattierungen und Blattstrukturen. Das impressionistische Kunstwerk lässt sich kaum fotografieren. Nach längerem Ausprobieren finde ich einen Winkel, der das Grün im Spiegel wiedergibt, ohne mich selbst abzulichten.

Auf dem Hügel angelangt, bemerke ich die wechselnden Gerüche von würziger Moorerde, warmem Holz und feuchter laubschwerer Luft, die den unvermeidbaren Herbst ankündigen.

Das Rad führt mich über Waldstücke vorbei am „Wirtshaus“ und am „Langen Haus“ in Richtung Süden. Hier fällt die Straße steil ab. Ich konzentriere mich auf den holprigen Straßenbelag. Da entdecke ich etwas im Augenwinkel, was mich seltsam berührt. Ich halte an und kehre um. Vor mir breitet sich eine Auenlandschaft aus.

Auf der Weide, ein samtgrüner Teppich, wachsen stachelige Grasbüschel. Links davon ein Baumbestand aus mächtigen, zum Teil abgestorbenen Solitärbäumen. Daneben kugelförmige Büsche, deren Schatten ihre Gestalt noch deutlicher werden lassen. Ein lichtloser uniformer Tannenwald begrenzt den rechten Rand meines Bildausschnitts. Das Weidegras wächst, wie es will. Im Schwäbischen gibt es den Ausdruck „das Ugrächete“, was ein Stück Land meint, das nicht mit dem Rechen bearbeitet ist. Unkultiviert. Sich selbst überlassen.



Nach und nach wird es mir klar: Die Ponys sind Zeitzeugen einer anderen erdgeschichtlichen Epoche. Vielleicht wirken sie so stark auf mich, weil sie den Eindruck erwecken, unabhängig zu sein und sich selbst zu genügen. Sie brauchen uns nicht. So wie die Natur uns nicht braucht.

Hinter mir auf der Straße dröhnen zwei überdimensionale Traktoren den Hang hinunter. Ihre Fahrwerke mit den Heuwendern schlenkern wie bizarre mechanische Extremitäten durch die Luft. Stille. Mehrere Autos und ein Müllwagen mit der Aufschrift „Heinz“ brummen wenig später vorbei. Wieder Stille. Dann die quietschenden Bremsen zweier Mountainbiker. Ihre Worte hängen in der Luft: „Wo geht’s waita?“

Stille.

Wind kommt auf. Die Erle lässt ihre knisternden Blätter fallen. Hört sich an wie Platzregen. Der Geruch der Ponys weht zu mir hinüber. Jetzt erst bemerke ich den Zaun, der diese wilde Weide umsäumt.

Ich setze mich auf eine Böschung. In der Ferne grast eine Herde Ponys. Ihre stämmigen Beine, der kräftige Körperbau und die schwarzbraune Fellfarbe erinnern mich an Wildpferde auf frühgeschichtlichen Höhlenmalereien. Jagdzauber in Ockerpigmenten.

Die Ponys stehen in einer Wagenburg zusammen – ihre Köpfe zeigen in unterschiedliche Himmelsrichtungen. Die Formen der einzelnen Tiere sind so kaum erkennbar. Ein einziger vielgestaltiger Organismus aus Fell. Nur ihre Schweife pendeln unablässig hin und her.

Manchmal tritt ein einzelnes Tier aus der Herde heraus, bleibt stehen, grast, schreitet weiter. *You make my heart sing*. In der Distanz weckt der Anblick der grasenden Herde eine unbestimmte Sehnsucht in mir. Aber warum? Meine Vorfahren hätten diese Tiere gejagt.

Der Abstand zwischen uns erlaubt mir, sie und ihre Umgebung in Ruhe zu beobachten. Ich kurve mit dem Bleistift im Skizzenbuch, als würde ich meine Gedanken und Augenbewegungen in einem Labyrinth von Linien protokollieren. Details sind dabei unwesentlich.

Anmerkung

Wild thing: in Deutschland ist ein Tier, juristisch gesehen, immer noch ein Ding. Nach der Begegnung mit der wunderbaren Auenlandschaft recherchierte ich zu den Ponys: Es sind britische Exmoor-Ponys, die unter anderem für europäische *Rewilding* Projekte eingesetzt werden. Sie gelten als die nächsten Nachfahren der ursprünglichen Wildpferde, die schon im Pleistozän über offene Steppen zogen. Auf Höhlenzeichnungen sieht man Pfeile, die auf Pferde zielen. Die Ponys wurden hauptsächlich wegen ihres Fleisches gejagt und im 19. Jahrhundert fast ausgerottet. Weltweit gibt es heute nur noch ca. 800 Tiere dieser Spezies. Die grasenden Weidetiere ermöglichen exzellente Bedingungen für die Artenvielfalt von Pflanzen und Tieren. Eingezügte Exmoor-Ponys bedürfen allerdings der Obhut ihrer Besitzer. „Echte“ wilde Tiere würden, wenn sie keine Nahrung mehr finden, einfach weiterziehen.

Guided tours

Ein lichter sonniger Tag am Haselbach. Mit geschlossenen Augen taste ich mich auf wackligem Moorboden vorwärts. Mein Körper sucht sein Gleichgewicht zwischen Bodenmulden und sumpfigen Teichrändern. Unsicheres tänzelndes Treten. Betreten. Hilflosigkeit.

C. führt mich – sie gibt mir Halt – ihre Hand umfasst meinen Unterarm. Meine Sinne steuern auf die Stelle, wo sie mich berührt, dann wieder auf meine Füße und den Untergrund. C. stoppt, stellt sich hinter mich und legt ihre Hände auf meinen Kopf. Vorsichtig richtet sie seine Position auf meinem Hals aus – wie eine Kamera auf einem Stativ. Dann tippt sie mir kurz auf die rechte Schulter. Ich öffne die Augen: vor mir ein grautöniges Gewirr aus verwitterten Holzfasern. Mein Blick irrt zwischen verwelkten Pflanzenstängel und büscheligen Grashalmen hin und her, mäandert weiter. *Da!* Ein Spinnennetz aus feinsäuberlich geknüpften Silberfäden, daran aufgefädelt winzige kristallene Tautropfen, in denen sich das Sonnenlicht spiegelt.

Jägerstand

Da sitzen zwei und beobachten
wie die Menschen da unten
die Wildnis ertasten

Nachhaltig

Nach dem Seminar zu *Nature Writing* und *Rewilding* drehe ich noch eine kleine Runde über das Gelände bei der Reindlschmiede. Weiler folgt Weiler. Die Straße vor mir folgt einem Bach. Schilder warnen vor überquerenden Hauskatzen, viele Zäune. Hochnebel liegt über der Landschaft – das weiche Streulicht bringt die Farben der Pfaffenhütchen zum Leuchten.

Auf einer leeren Weide – beim Bioland-Betrieb – entdecke ich sie dann: auffallend wohlgeformte Kuhfladen. Umrahmt von sattgrünen Grashalmen erblicke ich meisterhafte Skulpturen. Konsistenz und Farbe scheinen perfekt und werden vom besagten Streulicht gleichmäßig modelliert. Ein Sinnbild der Verstoffwechslung. Ich denke an Naturkreisläufe und Nachhaltigkeit bei Friedensreich Hundertwasser und an sein Credo: Homo, Humus und Humanitas!

Was bleibt von diesen Tagen, was ist der Nährboden für Neues? Wie hat sich mein Landschaftsverständnis verändert? Was geschieht, wenn Natur verwildern darf? Ist der Prozess der Kultivierung irreversibel? Auf welche Version einer verwilderten Landschaft würden sich „Wildnisarchäologen“ berufen? Ist eine Pollenanalyse nur für Moorgebiete aussagekräftig? Ist das Schaf – ursprünglich ein wolliges Weidetier aus Mesopotamien – mittlerweile ein Feind der Artenvielfalt? Hätten wir ohne Weidetiere eine geschlossene Walddecke – wenn ja, durch ganz Germanien? Wieviel Wildnis steckt noch in einem Kuhfladen?

Von meiner Gastwirtin erfahre ich beim Frühstück, dass sie das sich massiv ausbreitende Indische Springkraut gerne zu Gelee verarbeitet. Stoisch fügt sie hinzu, auch die Samenkörner des Krauts würde sie ins Müsli tun. Ich bin fasziniert. Auch so kann man mit einer invasiven Pflanzenart umgehen. Vor ein paar Jahren sah ich das Indische Springkraut zusammen mit der gefährlichen Ambrosie auf der „Fahndungsliste“ einer Gemeinde. Beide Pflanzen wurden steckbrieflich gesucht. Die Saat des Springkrauts habe ich heute auf meiner Runde gleich probiert: es hatte einen angenehm nussigen Geschmack.



Suzanne Fischer

Das Seiende ist essenziell
zum Glück
schreitet es voran.

Suzanne Fischer (*1965) lebt und arbeitet als Übersetzerin für Italienisch und Englisch in München. 2012 begann sie eigene Texte zu schreiben: Treatments für Drehbücher, Kurzgeschichten, Gedichte. Derzeit beschäftigt sie sich mit einer gegenläufigen Narration des Anthropozäns.

Natur: inspiziert- inspiriert

1

Versuch vom Weg abzukommen

Ein M und ein R, dazwischen ein Binokel. Liest man es rückwärts, entsteht das Anagramm ROOM, ein Zimmer. Where are we now? You are here → im HochMOOR, altbairisch Filz.

Nach zwei Jahren im Zoomozän habe ich für das *Nature Writing* Seminar der Stiftung Kunst und Natur mein Zimmer nach draußen in ein Feuchtgebiet verlegt. 60 Minuten in der Natur mit allen Sinnen wahrnehmen, was mich umgibt – so lautet meine Aufgabenstellung.

Vom Langen Haus aus folge ich mit dem Fahrrad der asphaltierten Straße, lasse das Moosangerhölzl links liegen und biege rechts in den Feldweg Richtung Schweinewiese ein. Unterwegs begegne ich zwei Raubvögeln, die auf unterschiedlichen Pfählen einer Feldbegrenzung sitzen: der Falke ganz weit oben auf der Anhöhe, der Neuntöter weiter unten am Wegrand. Den Namen verdankt der Neuntöter seinem Beuteverhalten. Mit seinem hakenförmigen Falkenzahn jagt er Insekten, aber auch Mäuse und kleine Vögel auf Vorrat und speißt sie auf spitzen Dornen in Hecken auf. Vor dem Verzehr filetiert der Neuntöter seine Beute fein säuberlich.

An einer Brücke mache ich halt, lasse das Fahrrad am Bachufer stehen und entdecke wenige Meter entfernt einen Jägerstand aus dunkelgrünem Metall. Auf der Weide finde ich einen sandfarbenen Kokon, Hohlraum raschelnd wie aus Reispapier, ein Lampion *en miniature*, transparent wie Pergament, ziseliert mit einer filigranen Maserung aus hell- bis dunkelbraunen Verästelungen, beige gebettet auf den strohigen Trockenhalmen eines Horstes, eine einzige Segge ist noch nicht erbleicht, mit Chlorophyllreserven sattgrün gefärbt. Wessen Herberge war das wohl? Wer hat sich in diesem Kokon verpuppt? Eingekapselt in einen Kokon der Sicherheit, verbirgt sich etwas in dieser Geborgenheit, strebt im zarten Flaum der Innenwände hoch, durchkriecht die feine Grammatik der Natur, entschlüpft der Bedrängnis in die Wildnis. War es die Raupe des Zitronenfalters, den ich tags zuvor im Sonnenschein über die renaturierte Weide im Pieperfeld flattern sah? War es das Tagpfauenauge, das auf der Asphaltstraße unbemerkt

niedergewalzt wurde? Oder etwa der Schwarzspanner, der in einer Yogastunde im Freien auf meinem Oberschenkel landete und dann weiterflog?

Die Trouvaille eingesackt, kletterte ich auf den Hochstand am Waldsaum im Grenzgebiet zur renaturierten Moorlandschaft des Haselbachtals. Ich höre das entfernte Rauschen, den Mulm des Autoverkehrs, eine Krähe, Gänse, nein, horch genau, das sind Enten, ein Gluckern im Wasser. Unter mir zerplatzt eine Wasserblase in der gemächlichen Strömung des Baches, im Osten wird Holz gehackt, ferner ein zartes Fiepen, nicht exakt zu verorten. Hinter mir Fichten – Bruchwald –, vor mir Mischwald, unter mir der natürliche Lauf des Auerbachs mit braungelb gefärbtem Moorwasser, der zwei Schlingen weiter zusammen mit dem Holmbach in den Haselbach fließt und über Loisach, Isar und Donau schließlich ins Schwarze Meer mündet. *Panta rhei*, alles bewegt sich fort, nichts bleibt. Seltsam, dass der Wind an diesem Samstagvormittag im Oktober die Geräusche der umliegenden Betriebsamkeit so rein in höchsten Tönen an mich hier oben heranträgt. Vor mir liegt eine Brücke über den Bach, Halb-offenland, das der Feldweg in zwei Hemisphären teilt, deren Grüntönung von außen licht nach innen dunkelsatt verläuft. Die Mahd sollte umgekehrt von innen nach außen erfolgen, damit Tiere wie die hier heimische Haselmaus ihrem Habitat rechtzeitig entfliehen können. Nördlich der Brücke zeichnen sich mintgrün verpackte Rundballen ab. Acht Ballen säumen das rechte Bachufer jenseits des Feldweges, ein neunter steht diesseits. Grassilage: getrocknetes Wiesengras, das einen Gärungsprozess durchläuft und in der ergiebigekeitsorientierten Milchwirtschaft an Kühe verfüttert wird, im Fall der Wildpferde, Wasserbüffel und Heckrinder der Stiftung, die ganzjährig im Freien weiden, auch zugefüttert wird. Heckrinder – benannt nach den Gebrüdern Heck – sehen zwar aus wie Auerochsen, sind aber eine Abbildzüchtung. Renaturierung in einem weiteren Sinn – *rewilding in a wider sense*.

Das Knistern fallender Blätter vermengt sich mit dem rollierenden Knirschen von Kies unter einem Schwalbe-Fahrradmantel. Einer dieser wild gewordenen Mountainbiker, die mit irrem Blick durch die Auen preschen. Dem Verhalten nach ist der Mensch das Wilde in der Natur. Wie soll die Natur durch den Menschen wiederbelebt werden? Oder soll etwa die Natur mit Menschen wiederbelebt werden? Ich höre das Einklopfen eines Pfahls, dann eine Pumpe und ein Surren. Ruhe. Das Klopfen setzt wieder ein, zieht sich in die Länge. Die Sonne tritt hinter den Wolken hervor, modelliert den Fichtenwald in meinem Rücken. Die Baumkronen werfen lange Schattenprofile auf die gemähte Futterwiese. „A gmahde Wiesn“ heißt es auf Bayrisch für ein bestelltes Feld, wenn man sich für eine Sache nicht

mehr anstrengen muss. Eine Teilnehmerin des *Nature Writing Seminars* kehrt mit dem Fahrrad von ihrer Naturerkundung zurück. Ihre Reifen knirschen nicht. Sie sieht mein Rad auf der Wiese an der Brücke, blickt sich auf Nasenhöhe kurz suchend um, nimmt keine Witterung auf und fährt weiter. Hier oben auf dem Hochsitz bin ich gut getarnt. Die Herbstfarben der Gräser, das welke Haselnussbraun wird von verblühten Stauden senkrecht kantig schraffiert: dunkelschwarz, torfig. Die Farben in der Natur evozieren in mir die Gewandfarben auf der Bühne der Passionsspiele in Oberammergau: Taubenblau, Sandfarben, Lehmgelb, Moorbraun. Ein metallenes Quietschen, als öffnete sich ein Fenster, rechts hinter mir im Wald. Über mir kreuzen sich die Rotorgeräusche eines Hubschraubers mit dem Donner eines Düsenjägers. Industrielle Himmelskörper. Ein Kolkrabe. Wieder Gewese. Eine orangerote Mücke mit fünf Beinen landet in meinem Notizbuch, füllt die Leere. Ich höre: Links fällt eine Axt, einmal kurz und zackig. Motoren werden hochgejagt. Im Unterholz gehäckseltes Verwesen. Im Norden Piepmatzbeschwerden, im Nordwesten ein Wettrennen der beschleunigten Maschinen. Der Amseln lautstarkes Lamento klingt vertraut und zuordenbar. Eine Oktave tiefer ein Keckern ins Querständige. Auf der Tonleiter gen Himmel wolkendurchbrechendes Rauschen von Ost nach West. Mein Smartphone sendet Töne: bing, bing, bing. Das Muttertier ist noch schwach ... Rückenschmerzen, der gesamte Rücken brennt und schmerzt. Stete Strömung unter mir, der Bach gickert und gluckst, das Wasser lacht sich einen Ast. Wenn man sich vor Lachen krümmt, formt der Rücken einen Buckel. Im späten 19. Jahrhundert hatte das Wort „Ast“ die Bedeutung eines Buckels. Das Wasser windet sich um Baumstämme, Büsche und einen Schneeballstrauch mit glasig roten Beeren. Im Bach staut sich Schaum und bildet Kronen: weiß, beige, gelblich. Ich beginne zu frieren. Wer oder was ist der Verursacher? Düngemittel? Fermentation im Bach? Mulm. Huminstoffe sorgen für die gelblich weiße Verfärbung der Schaumkronen. Sie bilden sich in morastigen Mooregebieten und im Herbst, wenn viel Organisches wie Laub und Holz im Wasser treibt und sich zersetzt. Mir kommt Herbert Achternbusch in den Sinn und sein Ausspruch: „Diese Gegend hat mich kaputt gemacht und ich bleibe so lange bis man ihr das ansieht.“ Ich frage mich indessen, wer oder was hat wen oder was zuerst gestört, verstört, zerstört?

Bitte wenden. Ich blättere eine Seite um, die orangerote Mücke fällt mir entgegen und hinterlässt ein Leerzeichen auf dem Papier. Ist die Fünf-beinige etwa dem Neuntöter entkommen, und ich habe sie versehentlich zerdrückt? Nach einer Stunde im Jägerstand erwachen zwei Vögel und

stoßen kecke Warnrufe aus. Ich finde nur mühsam Worte für deren Aufruhr, das Krähen, Krächzen, Schreien, die kurz gepresste Lautmalerei aus ihren Kehlköpfen. Meine Gelenke knacksen als ich den Jägerstand ins Gebüsch hinuntersteige. Inzwischen formen die Kondensstreifen am Himmel einen Hashtag mit sich auflösendem Unterstrich.

Im weitesten Sinn eröffnet sich hinter dem Bachlauf vor dem Fichtenwald eine selbstbestimmte Natur. Wildwuchs – „(re)wilding“ – unkontrollierte Rückverwilderung, alldieweil die Natur sich hier selbst überlassen ist. Wild wachsende Lamellenpilze zwischen sternköpfigen Moosbetten, Nelkengewächse, die mit Schleimspuren von Schnecken überzogen sind. Der glibberige Schleim schimmert bläulich, glitzert in der Oktobersonne wie transparenter Uhu.

Die Zwiegestalt des Totholzes: Auf der Holzepidermis einer kahlen Fichte ergießt sich ein Hämatom von Beige grün ins Hellblau-Violett-Schwarzschimmel-Modrige. Aus einer Öffnung auf der anderen Seite ragen drei weiße Häublinge. Weiter unten wachsen maronenbraune Pilze konsolenartig aus dem bemoosten Stamm. Die Pilze sind verhärtet: Zunderschwamm, in früheren Zeiten ein begehrtes Brennmaterial. Auf dem Fichtenstamm gegenüber zieht sich eine weiße Bahn kaskadierend abwärts. Sie erinnert an tropfendes Kerzenwachs, entpuppt sich bei näherem Betrachten und Ertasten als klebriger Harz, duftet erdig-herb nach Myrrhe. Ich taste mich mit zwei Fingern an der Harzspur entlang, eine pappige, gallertartige Masse bleibt an den Kuppen kleben, kein Sekundenkleber. Ich stecke die Finger in den Mund, erkunde mit der Zunge einen möglichen Eigengeschmack, meine Geschmacksknospen perzipieren nichts.

Am späten Nachmittag ein Vortrag von Mark Cocker über die Monokulturschafweiden im schottischen Hochland im Vergleich zur Biodiversität in der spanischen Extremadura sowie im griechischen Zagoria und Prespa. Sein Fazit: In einer renaturierten Natur ist die friedliche Kohabitation von Mensch und Tier möglich. Das beruhigt mich. Nach Petra Ahnes kulturwissenschaftlichem Vortrag über Wölfe, der auf die Instrumentalisierung des *Canis lupus* als Werwolf und Schreckensgestalt bewusst verzichtet, wandern wir mit Frank Sievers und Andreas Jandl auf den Hohlwegen wohlübersetzter *Nature Writing* Literatur.

Am Ende des Tages sitzt ein Hund an der Leine draußen vor der Tür. Weit und breit kein Wolf in dieser Vollmondnacht. Für eine Rückverwilderung des Denkens!

Versuch mich einzuwalden

Salice salbeind
 Durch Häubchen und Borkenwind
 Verschwind ich im Nebel
 Der Baum
 Nadelgedichte
 Orange duftende
 Wildheit im
 morschen Bruchholz
 Will mich betten auf
 Anis
 Sternmoos
 leuchtet gelb mir die Nacht
 glitzert das Rascheln
 Atemgebender
 verlebender Raum
 aus Holz und Blatt
 laubnadle mich
 zimtfarben ein
 in funkelndes Blattwerk
 und gib mir
 den Zapfenstreich.

Chantal Ebelsheiser

Chantal Ebelsheiser blickt mit einer Liebe zu Natur und Sprache, aber auch mit einer großen Besorgnis angesichts der enormen globalen Herausforderungen auf die Welt. Durch Lyrik und Poetry Slams verleiht sie ihrer Auseinandersetzung mit Nachhaltigkeits- und intersektionalen Gerechtigkeitsfragen eine Stimme.

Baum kn ochen sp litter

Wie lange Knochen
thronen die toten Stämme eurer Vorfahren
auf dem Schlachtfeld
gleich einer Mahnung,
mal zu denken.

Ihre Kronen gebrochen,
wohl schon vor Jahren,
ihre Glieder gefallen,
auf dem Boden zersplittert,
in Teilen zersetzt.

Zwischen dem nagenden Weiß der Zeit,
den geflochtenen Fäden der Pilze
mit ihren aufgespannten Schirmen
lugt ihr hervor,
ihr grünen Phönixe aus der Asche.

Gleich nebenan,
in der Wasseroberfläche
des re-naturierten Tümpels
spiegelt sich die wahre Sage
dieser Kadaververjüngung.

Ich mache ein Foto,
um die Geschichte
für die Künftigen festzuhalten,
– doch das Bild
verschwimmt.

Fetzen der Erinnerung

Zwischen den Fichtenzeilen am Horizont
steigen wässrige Dampfschwaden empor.
Die Silhouetten der Wipfel
zeichnen vernebelte Hirnstromkurven aufs
Registrierpapier.

Augen zuuuu.

Der Nächste, bitte!
– So oft war ich dabei
als all die kleinen Saugknöpfe
an deinen Kopf geklebt wurden.
All die Drähte,
die wie Einsteins Haar von deinem Kopf abstanden.

Augen auf.

Tuschelnde Fichten haben Platz genommen
auf den Rängen des Publikums,
die Jungen ganz vorn, in der ersten Reihe.

Augen zuuuu.

Ich sah die Angst aus deinen Pupillen
durch den Stausee deiner Augen strahlen.

Augen auf.

Klare Sicht auf die weite Flur der Bühne,
auf der die Rotbuche zum Rhythmus der Jahreszeiten
in wechselndem Gewand
ihr Solo zum Sound des Windes tanzt.

Augen zuuuu.

Fetzen der Erinnerungen,
Schnipsel einer Papierseite,
die absichtlich zerrissen,
vom Sturm der Zeit verweht.

Augen auf.

Die Sonne verneigt sich vorm Horizont,
färbt den Himmel über den Fichten rot.
Blutendes Licht tropft hinab,
sickert ein in die Hirnstromkurven,
gerinnt zwischen den Fichtenzeilen,
verstopft die Adern des Wurzelgeflechts.



Roland Rödermund

Roland Rödermund ist Autor, Journalist, Schreibcoach. Den Wald vor lauter Bäumen sieht er allenfalls beim Draußenschreiben. Das Gedicht „ansässig (fledermaus)“ erzählt von einer besonderen Begegnung und ist im Jahrbuch der Lyrik 2023 erschienen.

Karpfsee.

Großer, Kleiner

Am Ufer ist eine eingekerbte Stelle, wie eine knappe Bucht – Platz für genau eine Person. Auf dem Grün ihrer Ränder sitze ich, die Füße im kühlen, schwarzen Gummi der Regenboots halbfest auf dem Boden dieser Einkerbung. In meinem Sitz bin ich abschüssig, rutsche zum Wasser. Justiere mich neu. Auch wenn es ein passenderes Gefühl wäre, diesem Rutschen nachzugeben, abhanden zu kommen. Rutsche wieder, verkeile dann meinen rechten Fuß unter einer oberirdisch verlaufenden Wurzel. Den linken presse ich auf den Boden, verankere mich.

Ich bin nicht der erste Mensch, der mit einer Absicht an diesen Flecken kommt: Ein Quader Waschbeton ragt ins Wasser, jemand hat ihn hier abgelegt, schätzungsweise, um anderen Menschen den Übergang ins Wasser zu erleichtern. Und wieder zurück, vom Wasser an Land. Die Fläche der Bucht misst etwa die eines Autoreifens. Auf dem Boden liegen Kiesel. Als wären sie vom Waschbeton vor seinem Badegang abgeworfen worden. Als wären es Brotkrumen, von Vögeln nicht aufgepickt. Außerdem: Erde, Eicheln, Fruchthülsen von Bucheckern und Laubblatt um Laubblatt. Diese in sämtlichen Brauntönen – sandbraun, schlammigbraun, rotumbra, sepia, mahagoni, taupe, rost ... Eines, in ausgewaschenem Ocker, schwebt knapp unter der Oberfläche. Es ist weder auf noch im Wasser. Ist ein bisschen untergegangen und dann wieder nicht. Ein bisschen ertrunken.

Ein welches Buchenblatt, genau dieses fällt mir auf, da es eher die Farbe einer Quitte hat, nehme ich vom Boden auf, bis auf eine wie abgenagt aussehende Stelle am linken Rand scheint es robust zu sein. Die Streben des Blattgerippes strahlen ebenemäßig zu den Seiten nach oben aus, wie die Äste einer Buche in Miniatur. Der Stiel, über den ich das Blatt jetzt zwirble, formt eine S-Kurve. Man kann sagen, dass dieses Blatt der herkömmlichen Vorstellung eines Blattes entspricht. Seine Oberfläche allenfalls leicht angeraut, ledrig.

Vor mir also der See. Er ist so lang, dass die seitlichen Böschungen außerhalb meines Blickfelds liegen, sie lassen sich nur erahnen. Schwer zu finden ist der See trotz seiner Größe dennoch gewesen, man ahnt ihn auf der großen Straße nicht und es gibt kein Schild, das auf ihn verweist. Großer Karpfsee heißt er. Dabei ist er kleiner als der Kleine Karpfsee, der knapp einen Kilometer entfernt liegt. Sicher war er mal größer. Ist dann über die Zeiten geschrumpft. Vielleicht durch Trocknung oder weil ihn überdimensionale Ur-Hufer einfach leersoffen. Oder sind hier die Karpfen bloß größer als im Kleinen? Dann wäre auch die Frage, warum.

Gegenüber – der See ist nicht breit und ich könnte in zwei, drei Minuten hinüberschwimmen – stehen rotgelbgrüne Baumexemplare, *on point* gecastet um „Mischwald, herbstlich“ darzustellen. Indianischer Sommer, den Ausdruck habe ich nie verstanden. Wurzeln aus Luft benötige ich. Die freistehenden Birken stechen heraus, aber nur, weil ihre Stämme so hell sind. Obwohl es verhangen ist, nichts sie anstrahlt, leuchten sie.

Der Himmel bleibt trotz heiterblauer Einsprengsel trübes Milchweiß. Seine scharf umrandete Spiegelung im Wasser schaue ich mir länger an als das Original über mir. Schaue, wo oben ist und wo unten. Das zweite Jahr ist das schwerste, heißt es. Heißt es, wenn jemand gestorben ist. Frühling. Sommer. Herbst. Winter. Frühling. Sommer. Und wieder Herbst. In dieser Eintrübung sitze ich nun. Aber K ist nicht gestorben, erst recht nicht für mich. Wie die Tiere ihre Wasserstelle habe ich ihn immer wieder aufgesucht. Wer aus mir trinkt, wird ein Reh, sagte er. Wer aus mir trinkt, wird ein Reh. Ks Hörner, die Rosenstöcke, wollte ich mir abstoßen; sie gingen nach hinten los, sprießen mir jetzt ins Fleisch.

Was für eine traurig-labberige Angelegenheit Seerosenblätter im Herbst sind. Alle Grünkraft, all ihr vital Aufgespanntes haben sie verloren. Vertrocknet wie das Eichenlaub, obwohl sie ja auf dem Wasser und damit an der Quelle liegen. Dann wie hingehauchte Kreise auf dem Wasser ein weißer Hautflügler, kaum größer als eine Schneeflocke, gleitet auf-, dann wieder abwärts. Und wieder auf. Stoppt dann, stippt er dabei ins Wasser, verantwortet damit die Kreise? Genau erkenne ich es nicht, sie könnten auch von unterhalb ausgelöst werden. Wenn der Verursacher ein Karpfen ist, dann ein Kleinkarpfen, der dazu auch ein Tieftaucher sein müsste – so, dass gerade noch Kreisreste oben ankommen. Jetzt im Spätherbst ist die Laichzeit lange vorbei, in diesem Bereich des Sees müssten zu Hunderttausenden Karpfenlarven an den Uferpflanzen kleben. Wenn die Dottersäcke nicht mehr ausreichend Nahrung bieten, nehmen sie Plankton auf.

Es riecht balsamisch und damit unpassend. Zu meiner Linken hockt ein bemooster Unterstand aus Holz, morsch, aber noch aufrecht genug, zum Wasser hin fällt das Gebilde ab, damit das weiße Bötchen von der Rampe ohne Mühe hineingelassen werden kann. Auf dem Dach des Ports ist nicht nur Moos, sondern auch Laub. Wie überall. Endloses Laub. Auf seinen Balken weiße Flecken, wie Schuppenflechte. Der Schuppen hat Flechte, tatsächlich. Ich könnte mit dem Boot ins Wasser, es scheint mir zu viel Aufwand für jetzt, ich bleibe sitzen.

Hier wäre der perfekte Einstieg. Und der perfekte Ausstieg.

Nichts und alles an diesem See ist schön. Nichts und alles ist eindeutig. Ich greife nach einer der herumliegenden Eicheln, sehe dann, dass sie zweifach ist: Am Stiel hängt noch eine Partnereichel – klein, nicht ausgebildet, schwarz und geschrumpelt. Eine faulige, verkümmerte Beere. Dem roten Bäumchen neben mir, es sprießt direkt an der Kuhle und fällt mir erst jetzt ins Auge, lege ich die App an, zur Bestimmung. Blutroter Hartriegel. Ich sage es, einmal, zweimal, jetzt lauter. Blutroter Hartriegel. Blutroter Hartriegel. Blutroter Hartriegel! Ich wünschte, K könnte es über den See und die Winde hinweg hören. Ich wünschte, ich würde hart. Ich wünschte, ich könnte hart bleiben. Leicht versetzt dahinter: Gewöhnlicher Gilbweiderich, Kelchzipfel rötlich berandet.

Wann wurde das Boot zuletzt auf den See gelassen? Ich las, dass junge Menschen, die meine Kinder sein könnten, jetzt „spätes neunzehntes Jahrhundert“ sagen, wenn sie die 90er Jahre und folgende meinen. Die vorsichtigen Fragen der anderen, ob meine Partnerin gemeint sei oder meine Mutter in den Texten. Dabei sieht man mir meine innere Natur doch an, so dachte ich. Die des Junggesellen, des Ledigen. Ahnt sie, hört, wittert, schmeckt sie. Fürchtet sie vielleicht auch. Ich wider die Natur. Frühling, Sommer und jetzt schon der zweite Herbst. Oder der siebte oder zehnte, in dem sich gar nichts verändert hat und wenn, geht es gleich wieder ins Ausgangsstadium zurück. Das Laub wird grün wird orange wird gelb oder rot, fällt, sprießt, wächst und so fort. Beruhigend und erschütternd. Ich muss mich beeilen, bevor der Winter kommt. K auf eins der welken Seerosenblätter legen. Den Hartriegel auf Stock setzen. Alle Winde dazu beschwören.

Ich stehe auf. Öffne den Gürtel und die Knöpfe meiner Jeans, ziehe sie hinter, trete den Stoff die Beine herab, bis er sich unten auf links und über die Regenboots stülpt, die Windjacke geht dabei von meinen Schultern über die Beine zu Boden. Während ich Pullover und Shirt in einem über den Kopf reiße, entledige ich mich unten des Knäuels aus Hose und Halbstiefeln, streife die Socken ab, schließlich die Unterhose. Gehe dann über den Waschbeton, wate hinein in den kleinen Großen Karpfsee.

Schon an den Fußsohlen und Knöcheln brennt die Kälte, als wäre das Moorwasser Lava. Ich gehe weiter, das Brennen steigt die Beine hinauf, ich bin rötlich berandet und widerstehe dem Drang, mich selbst nach innen zu stülpen. Dann durchstoße ich die Spiegelfläche, die Schutzmembran. Tauche

kopfüber ein, schnappe nach Luft, japse, spüre, wie die Lungenflügel sich auswringen. Während ich mich aufmache, zum anderen Ufer zu schwimmen, entstehen sehr große Kreise. Ich veräußere mich einen Moment nur an den See. Fließe in seine Kälte hinein.



Anna Wiese

Das Hydrophon in der Kunst? Diese und andere Fragen zur Beziehung von Mensch und Natur untersucht die Medien- und Kulturwissenschaftlerin Anna Wiese (*1988 in Neubrandenburg) in Museen und Künstlerateliers. Schreibend, wandernd, reitend. Wäre gern mal: Logbuchschreiberin auf einem Expeditionsschiff.

Dem
Landschafts
nachgehen

gedächtnis

Dezember 2022: An meinem Wohnzimmertisch in Berlin recherchiere ich im Netz nach historischen Karten und Beschreibungen vom bayerischen Voralpenland. Ich suche Anhaltspunkte über die Landschaft um das Gut Nantesbuch. Fündig werde ich im Buch „Die Voralpenpflanzen“ aus dem Jahr 1893 von Franz Daffner.

„Auf dem Wege von Benediktbeuern nach Königsdorf (und weiter Wolfratshausen) sieht man von der auf der Höhe hinführenden Strasse auf eine an beiden Ufern der Loisach (...) sich ausdehnende Moorniederung, ein Hochmoor (Torfmoor), von niederen an den Boden förmlich hingedrückten Latschen bedeckt, was auf den Beschauer, der dies zum erstenmale sieht, einen eigentümlichen überraschenden Eindruck macht.“

Franz Daffner: Die Voralpenpflanzen. Bäume, Sträucher, Kräuter, Arzneipflanzen, Pilze, Kulturpflanzen, 1893

Ich frage mich, wie sich wohl seine Fahrt des Jahres 1893 und meine eigene vor ein paar Wochen auf der heutigen Bundesstraße 11 voneinander unterscheiden. Erinnert sich eine Landschaft an die vorbeifahrenden Menschen? Hat eine Landschaft ein Gedächtnis?

Oktober 2022: Auf unserem Spaziergang durch das Gelände von Nantesbuch erfahren wir Teilnehmende des *Nature Writing* Seminars, dass der Haselbach seit 2019 wieder in seinem historischen Bachbett verläuft und in ausladenden Schleifen fließt. Eine Karte von 1811 diente dabei als Vorlage: Auf diesem Dokument aus dem frühen 19. Jahrhundert kann man das Gelände zwischen Gut Nantesbuch und Königsdorf erkennen. Der Haselbach hatte damals noch seinen ursprünglichen Verlauf mit ausgeprägten Mäandern. Begradigt wurde er im Zuge der Industrialisierung und der Intensivierung der Landwirtschaft.

Ich mache mich auf die Suche nach Spuren aus den früheren Tagen: Mit meinem Gefährt – ein E-Mountainbike mit dem komisch wirkenden Namen

Fuji Ambient – erkunde ich das Gelände am rechten Ufer der Loisach. Ich radle von der Anhöhe Karpfsee über Letten nach Schönrain und von dort im Bogen zurück über Nantesbuch. Vom Gut Karpfsee biege ich in einen kleinen Seitenweg und halte an, damit sich Kopf und Beine sammeln.

Ein Licht blinzelt mir ins Auge. Schummrig, wie ein Gruß, glimmt es in der Ferne am gegenüberliegenden Bergfuß. Ich stehe auf einem steinigen Weg, aus dem der Löwenzahn sticht. Meine Füße stecken mit angezogenen Zehen in Wanderschuhen fest. Mit einem Gefühl innerer Gespanntheit und dem E-Bike als Begleiter fällt es mir zunächst schwer, einen ruhigen Rhythmus zu finden, mich auf die Umgebung einzulassen. Ich höre Kuhglocken in dem Waldstück, das sich ein Stück weit weg von mir befindet, sehe aber keine Tiere. Es wirkt, als würde der Wald läuten. Aus Brandenburg und Mecklenburg kenne ich das Geräusch nicht, dort laufen die Kühe glockenlos. Die großen Fichten, die den Rand des Waldstückes markieren, stehen im Niedermoor. „Die unteren Äste der Tannen und Fichten sind ziemlich lang, nach oben hin werden sie immer kürzer, sodass die Krone in eine regelmäßige Spitze endet. Man sagt daher, die Tannen und Fichten haben eine pyramidenförmige Krone.“ Die Stämme sind hell und blank, als wollten die Kronen Abstand vom Wasser halten. In Daffners Buch lese ich weiter: „Der Buchenwald stimmt uns heiter, der Eichwald ernst, und ein dunkler Fichtenwald, durch dessen dichtes Zweiggitter kaum ein Vogel zu fliegen vermag, macht uns sogar düster und schweigsam.“ Daffner unterscheidet die Wälder nach den Stimmungen, in die ihre Besucher versetzt werden; aber welche Geschichten hätten die Buchen, Eichen oder Fichten zu erzählen?

Zwischen dem Waldstück und mir liegt eine Wiese, aus der rosafarbene Blüten des Rotklee aus dem taunassen Gras hervorlugen. Ein Geräusch ertönt aus dem Wald, diesmal ein sausender Motor. Rasant fährt ein Trecker mit Ladefläche hinauf zu mir. Der Fahrer grüßt und bringt die Silage in die Scheune. Milchsauer eingelegte Winternahrung für die Exmoor-Ponys, Wasserbüffel und Heckrinder – die als Weidetiere die Landschaft pflegen.

Ich schiebe mein Fahrrad weiter auf dem Weg – nur mit den Augen fahre ich den gegenüberliegenden Bergrücken entlang. Gesäumt ist er von Fichtenwald. Die Baumwipfel bilden ein Zickzack und, wenn ich meine Augen zusammenkneife, verschwimmen sie zu Sägemessern mit scharfen Zähnen. Ich setze meine Fahrt fort, den Hügel hinab, in den Wald. Ich rolle rechts um die Kurve, das Rad summt untertourig. Nach einem kurzen Stück halte

ich an. Ein abgebrochener Stamm liegt quer über dem Weg. Ich steige ab, gehe in die Hocke und studiere die Zeichnung, die in den Ast gefräst wurde: das Fraßbild eines Borkenkäfers. Wie ein Tastrelief oder ein Lochstreifen sieht es aus, wie eine Notiz als Gedächtnisstütze. Poch-Poch-Poch ... Ausdauernd klopft ein Specht mit dem Schnabel auf einen Stamm, um Nahrung zu finden. Als Insektenfresser ist auch er ein treuer Landschaftspfleger – und Helfer in der Borkenkäfermisere.

Ich denke an den Haselbach – hat ihm die Renaturierung geholfen? Hat er sein altes Bachbett wiedererkannt? Mir fällt der Fluss Lethe ein, deren Name Vergessenheit bedeutet. In der griechischen Mythologie ist es der Fluss, aus dem die Toten tranken, um die Erinnerung an ihr früheres Leben zu verlieren und von Sorgen befreit zu sein. Neben Lethe kennt die griechische Mythologie einen weiteren Fluss in der Unterwelt: Mnemosyne. Dessen Wasser führte im Gegensatz zur Lethe nicht Vergessen, sondern Erinnerung herbei.

Links von mir wachsen lanzettförmige Blätter mit leicht gezähntem Rand. Am hinteren Blattrand kann man kleine Drüsen erkennen, die einen zarten Duft verbreiten. Im oberen Teil des Stängels zweigen kleinere Stiele ab, die Kapseln und Blütentrauben tragen, wie die Arme in einem Greifautomaten voller Kuschtiere. Lilafarbene Zweige halten zucchini-farbene, keulenförmige Sprengkapseln. Eine ist aufgegangen, enträtselt, gekräuselt. Sie verrät ihr Inneres – wie ein Knallbonbon, das meistens ein kleines Geschenk enthält. Ich möchte wissen, wie das Springkraut heißt und nehme mein Mobiltelefon und rufe meine App zur Pflanzenbestimmung auf. Die Suche sagt: Drüsiges Springkraut. Dazu steht in der Nachrichten-Rubrik eines Nationalparks in Mitteldeutschland: „Rosaroter Albtraum“. Huch! Eine Spinne hat sich unter einem der Blätter eingerichtet, schwebend, kopfüber, abwartend. Ich berühre eine der Kapseln. Helle, beige Kerne liegen in meiner Hand und die nach außen gestülpte Kapsel liegt leer auf dem Waldboden. Warum ist es ein Albtraum, frage ich mich. War es das schon immer? Franz Daffner schreibt: „Empfindliches Springkraut, wilde Balsamine, Kräutl Rühr mich nicht an, *Impatiens noli me tangere*; einjährig, ein Storchschnabelgewächs“. Ob er schon 1893 von den Neophyten des Springkrauts wusste? Im 19. Jahrhundert wurden Samen des Drüsigen Springkrauts nach Europa gebracht, um die Pflanze als Zierde in Gärten zu kultivieren. Heute möchte man ihre Ausbreitung verhindern. Zur Plage wird die Pflanze. Sie zählt zu den invasiven Arten, da sie sich stärker ausbreitet als die einheimischen und diese verdrängt.

Ich hebe *Fuji Ambient* über den Ast, und setze die Fahrt fort und lande in einer Sackgasse. Also entschlief ich mich, den natürlichen, vom Borkenkäfer markierten Schlagbaum zu respektieren und meine Fahrt hier zu beenden. Ich kehre um Richtung Letten.

Während ich den Text zuhause schreibe, tönt im Radio

Oh, dass ich doch nur eine Pflanze werde
Oh, dass mir dieser enge Stängel verholzt
Kein keckerndes Lachen, keine Gebärde
Kein Bein mehr, kein Fleisch, kein Stolz

Liedtext WIND von Charlotte Brandi feat. Dirk von Lotzow

Zurück an der Straße, zwischen Nantesbuch und Letten, steht die Exmoor-Pony-Herde am Wasserrand. Still, pausierend. Ich beobachte sie: Schnaubend traben sie in der Mittagssonne zurück auf ihr Wiesenstück, wo Binsen stehen. Ich habe gelernt, dass es die Pflanzen sind, die die Tiere am längsten stehen lassen, da sie sehr fest sind. Binsen werden seither zu Schnüren gedreht und zum Flechten genutzt. Die vereinzelt Binsenbüschel sehen aus, als wären sie genau dafür bestimmt. Die Pferde grasen ruhig. Der Schweif geht sanft nach links und rechts. Kopfschütteln. Pferdebauche füllen sich, verdauen. Ein Band verbindet sie. Alles ist Kommunikation. Neugierig schaut die Nachbarsfamilie am Gartenzaun. Ich bin zur Ruhe gekommen. Die Wasserbüffel sind nahe beisammen. Wie dunkle Sitzsäcke liegen sie da, die Ohren gleichen einem Radar, in ständiger Bewegung.



Anna Ospelt

Anna Ospelt, *1987, lebt in Vaduz. Gänge in die Natur und der Austausch mit anderen Kunstschaffenden sind wichtiger Teil ihrer Arbeit.

Für „Wurzelstudien“ erhielt sie u.a. ein Stipendium der Stiftung Kunst und Natur im Rahmen des Deutschen Preises für Nature Writing, des LCB Berlin und war außerdem für den Clemens-Brentano-Preis nominiert. Ihr neues Buch „Frühe Pflanzung“ erscheint im April 2023.

Federlesen

—
singt
Friederike Mayröcker
dieser ausgestorbene Vogel
lesen wir ihre Bücher
still.

Nantesbuch, Kaminzimmer.

Seit meiner Ankunft im Langen Haus fällt mir ein schmaler, hellgrüner Buchrücken in der Bibliothek ins Auge. Er scheint mich anzuzwinkern. Am Vorabend meiner Abreise gehe ich hin, ziehe den Band heraus und lese: „Der Fink. Einführung in das Federlesen. – Peter Waterhouse“

Ich öffne das Buch und lese den ersten Absatz:

„Paschen pinx. Wer Gedichte von Friederike Mayröcker liest, kann immer wieder neu beginnen und fragen: Was sind Worte? Kann auch fragen: Sind die Worte und Wörter wie Vögel in der Welt unterwegs oder sitzen sie kurz auf Ästen oder überall, aber überall kurz? Wie sind denn die Vögel unterwegs in der Welt, sind sie funkelnd unterwegs mit funkelnden Flügeln und tätowieren die Welt oder sind sie singend unterwegs – funkeln sie oder telefonieren sie? Oder sind sie Bilder und Klänge? pinx. – ist das kleine Wort ein Bild und funkelt es, oder klingt es? Ist das Wort ein Vogel, der sowohl funkelt wie auch singt?“

—
Liniengeflecht, Zeichen
sitzt auf Ästen
von der Dämmerung verschluckt.

Diese handschriftlich abgeschriebene Textstelle von Peter Waterhouse trage ich in mein Notizbuch eingewickelt mit nach Hause. Wie Vogeleier in einem Nest.

Neben all den in Nantesbuch gesammelten Eicheln, dem Nachklang der Vorträge und Texte, den neu geknüpften Sympathien wirkt sie nach.

Ich schreibe Peter Waterhouses Worte über Friederike Mayröckers Lyrik wieder und wieder ab und frage mich in den kommenden Wochen: Sind auch meine Worte und Wörter wie Vögel? Sind sie einzelgängerisch? Unter welchen Bedingungen gruppieren sie sich? Singen oder stottern sie? Reimen sie sich? Langweilen sie sich möglicherweise auf diesen meist weißen Blättern, die mal Bäume waren?

Oder verhält es sich vielmehr so, dass Vögel wie Wörter sind? Fliegen sie, weil Buchstaben das naturgemäß tun? Fliegen sie in vorgezeichneten Bahnen, oder wild durcheinander?

–

Erste Risse zeigen sich in den blaugrün gesprenkelten Eiern.

–

Ich beginne, Vögel zu beobachten, insbesondere Amseln.

In Amsel, *Turdus merula*, stecken die Wörter Same, Atem, Traum und Raum. Uralt, Rat und Dur.

–

Ich lese Gedichte von Friederike Mayröcker, sowie den hellgrünen Band, der mittlerweile angefliegen kam. Sorge mich um die frisch geschlüpften Vogeljungen.

Die Tage in Nantesbuch hallen weiterhin nach, hin und wieder erhalte ich einen Gruß, ein paar Worte der anderen Teilnehmer:innen, fühle mich verbunden.

Ich beginne ein Projekt zu Amseln mit der Schriftstellerin und Biologin Andrea Grill.

Schreibe in diesem Rahmen tägliche Kürzestgedichte, Notate. Meist sind sie elf Wörter lang, hin und wieder länger oder kürzer.

Die Gedichte sind erste Flugversuche der Küken.

Sie sind eine Zuwendung. Ein Aufstäuben.

Ein Rascheln im Laub.

Manche von ihnen flattern nun, dankend, nach Nantesbuch zurück.

—

Amsel

Turdus merula

wo bist du?

Ich gehe durchs Laub

knisternd.

—

Da

fliegt sie

du, die Amsel

quer durch mein Bild

Wimpernschlag.

—

Frühmorgens

im Bett

hör ich dich

Du bist ein Kollektiv.

—
 Amselgesang
 tropft aus dem Filter
 ich serviere ihn
 wie
 Kaffee.

—
 Stadtausflug
 lausche, schaue
 sehe Spatzen, Tauben
 Menschen, Schirme, Velos, Autos
 dich.

—
 Kulturfolgerin
 seist du
 fühlst dich wohl
 in Stadt- und Menschennähe
 ich auch.

—
 Kulturfolgerin
 sei ich
 dachte ich stets
 wohne nun in einem
 Nest.

—
 Höre es Rascheln
 sehe etwas aufstäuben, störe
 dich.

—
 Würde gerne
 unter gelben Blättern
 überwintern, tief versunken. Es
 klingelt.

—
 Gedichte
 anlocken, zähmen
 jeden Tag neu
 sie als Singvögel
 freilassen.

—
 Lackschwarze
 Haare, Kleidung
 leicht gebückt, scheu
 die heutige Amsel war
 menschlich.

—
 Sagst
 mein Mund
 sei ein Schnabel
 dein bislang schönstes Kompliment.

—
 Worte
 anlocken, zähmen
 jeden Tag neu
 sie als Gedichte
 freilassen.

—
 Anlocken, zähmen
 jeden Tag neu.

—
 Vom ersten Schnee
 verschluckt.

—
 Ein Nest
 bauen in
 meinem Sekretär in
 der Schublade mit den Postkarten
 und Briefmarken.

—
 Ein Nest
 aus Lektürefäden
 aus Rhizomen und
 Minzblättern aus Kaffeebechern und
 Bleistiftspitzen.

—
 Klangtropfen in der Luft.

—
 Die gestrige
 Amsel war
 Winteramsel, aufgeplustert, still
 ich rief „Amsel!“ sie:
 still.

—
 Die
 Amseln die
 Wörter und ich
 wir bewegen uns in
 Flockengeschwindigkeit

(sitzen im
 Winterkleid auf Wortästen
 auf Schlafbäumen.)

—
 Jemand pfeift
 spricht in Luftwurzeln
 ich gehe heim in
 Sternstille.

—
 Frankiere einen Brief.
 So schwer wie
 eine zierliche Feldlerche ein
 dicker Spatz
 fliegt er über die Felder.

Anmerkung:

Die Kürzestgedichte sind Teil meiner Suche nach Sprachmaterial im Rahmen einer Kooperation für ein Filmisches Poem mit der Biologin und Schriftstellerin Andrea Grill. Dieses wird 2023 unter dem Titel „AMSELN“ auf der Buchmesse Leipzig gezeigt.

Kathrin Blum

Kathrin Blum ist am liebsten draußen und schreibt auch gerne darüber. Daraus sind bisher entstanden: „Der Baumsammler“ (Rowohlt 2020) und „Vögel verstehen“ (zusammen mit Paul Wernicke, Thorbecke Juli 2023). Am meisten interessieren sie die wechselseitigen Verbindungen zwischen Natur und Mensch.

Die Eschen sterben

Die Eschen sterben. Von weitem bewundere ich sie noch, fahre leichten Tritt mit meinem E-Bike die Allee zum Langen Haus, der Heimat der Stiftung Kunst und Natur im bayrischen Voralpenland, hinauf, genieße den Blick auf die Berge und die Spätherbstwärme der Sonne. Die Vorfreude auf die kommenden Tage des Workshops über *Nature Writing* treibt mich an.

Erst als ich stehen bleibe, sehe ich es. Die ersten kahlen Äste ragen in den Himmel, verkünden blattlos den nahenden Tod. Seit der Recherche für mein Buch „Der Baumsammler“ erkenne ich die Zeichen. Diese Eschen waren vom „Falschen Weißen Stängelbecherchen“ befallen, einem Pilz, den es eigentlich schon lange gibt, der aber aufgrund der Klimaerwärmung in den Baum eindringen und seine Nährstoffversorgung unterbrechen kann.

Darum die fehlenden Blätter und die kahlen Äste. Darum auch die unnatürliche Wärme dieses oberflächlich so schönen Oktobertages.

Auch ich gebe mich heiterer als mir zumute ist. Eine unbedachte Bemerkung meinerseits hat eine Beziehung zerstört, die mich in den letzten Monaten genährt hat, ich fühle mich kahl und verwaist.

Den Eschen kann niemand mehr helfen. Jede Infektion mit dem „Falschen Weißen Stängelbecherchen“ führt zum Tod, es gibt keine Impfung dagegen. Die letzten Tage dieser Bäume sind angebrochen.

Dabei dürften sie über ein Jahrhundert alt sein, die weiß-grauen Flechten an ihren dicken Stämmen erzählen von vielen feuchten, nebelverhangenen Tagen. Wären sie gesund, könnten sie noch zweimal so alt werden, bis zu 300 Jahre. Angepflanzt hat sie wahrscheinlich einer der Bauern, die früher auf dieser Hofstelle gewirtschaftet haben.

Vielleicht ging es ihm um die Einstreu für die Tiere, denn dazu wurde Eschenlaub früher benutzt. Da es noch grün vom Baum fällt, beinhaltet es viele Stickstoffe, wertvolle Nahrung für die Kühe und Kälber.

Ein mühsames Arbeiten muss es gewesen sein auf den nassen Böden und Wiesen, die immer feucht waren. Denn hier in Nantesbuch regnet es nicht nur überdurchschnittlich viel, die Wiesen und Felder sind Teil einer 30 Kilometer langen Moorachse, die aus dem Becken eines nacheiszeitlichen Schmelzwassersees entstanden ist.

Nur oben, auf den Inseln aus der Eiszeit, den Drumlins, auf die die Höfe gebaut wurden, hatte man nicht ständig nasse Füße, stand man nicht ständig im Matsch.

Wahrscheinlich haben die Bauern aufgeatmet, als Robert Bosch, sozial engagierter Industrieller aus Stuttgart, zu Beginn des 20. Jahrhunderts diese und andere Hofstellen in der Umgebung aufkaufte. Er begann, die Moore zu entwässern und ließ den Torf stechen, damit Vieh auf den Wiesen weiden konnte.

Damals galt diese Vorgehensweise als sehr fortschrittlich, man befürchtete, die wachsende Bevölkerung nicht mehr mit ausreichend Nahrungsmitteln versorgen zu können.

Diese Angst haben wir heute nicht mehr, das verdanken wir der modernen Landwirtschaft. Doch gerade diese sorgt heute, 100 Jahre später, für neue Probleme. Denn all die Maßnahmen, die Entwässerung der Moore, die Industrialisierung der Landwirtschaft, die Eingriffe des Menschen in die Natur, haben dazu geführt, dass sich unsere Erde rasend schnell verändert. Die fatale neue Wirkung des „Falschen Weißen Stängelbecherchens“ ist nur eine der vielen Folgen davon.

Doch gibt es Menschen, die dagegen ankämpfen, dieser Ort ist ein Beispiel dafür. In den folgenden Tagen des Seminars erfahre ich, wie die Moore wieder vernässt werden, dass der nahegelegene Haselbach wieder mäandern und die Wiesen überschwemmen darf. Renaturierungsmaßnahmen sollen den ursprünglichen Zustand wieder herstellen.

Ob das geht? Ist der Versuch, die früheren Eingriffe in die Natur ungeschehen zu machen, nicht nur Ausdruck der menschlichen Hybris, allmächtig zu sein und die Natur beherrschen zu können?¹

Am vorletzten Tag erblicke ich zum ersten Mal den Moorsee, der unten im Tal liegt. Er ist nicht groß, der kleine Karpfsee. Da er durch die Resteislöcher aus der Würmeiszeit entstanden und keine eigenen Zuflüsse hat, ist er durch die Entwässerungsmaßnahmen Boschs geschrumpft.

Der Zugang ist in einem Fichtenforst versteckt, aber einer meiner Reisegefährten hat ihn bei seinen Streifzügen gefunden und nimmt uns dahin mit. Die Fichten spiegeln sich im Wasser, nur vereinzelt stehen Birken am Ufer, Pioniergewächse, die gerne an Rändern wachsen. Die Oberfläche des Wassers ist ruhig, ohne Bewegung.

Nicht alles, was unterbrochen ist, kann wieder zum Fließen gebracht werden. Auch ich kann meine unbedachten Worte nicht mehr zurücknehmen.

Abends hängt der volle Mond zwischen den Eschen. Für sie gibt es keine Renaturierung, ihnen hilft die Rückkehr der Moore nicht. Sie werden nicht überleben. Und doch wird auch aus ihren Überresten etwas Neues entstehen. Wir wissen nur noch nicht, was es sein wird.

Renaturierung, so lerne ich am Ende meiner Reise, ist mehr als die Wiederherstellung eines Bachlaufes. „Sie bedeutet Heilung der Biosphäre – Boden, Wasserhaushalt, Pflanzendecke und Mensch.“²

Am nächsten Morgen kehre ich zum Moorsee zurück, ziehe mich aus und tauche tief ein. Das Wasser ist rostrot, es kleidet meinen Körper in den Farben des Herbstes. Der Sommer ist vorbei, der Winter wird bald kommen.

Wir alle müssen mit den Folgen unseres Handelns leben. Auch ich. Einen Weg zurück zur Unschuld gibt es nicht. Eine Entschuldigung alleine wird nicht ausreichen.

Heilung geschieht nicht von heute auf morgen.



1 + 2) Aus einem Vortrag von Professor Hannes Knapp, den er am 07. Oktober 2022 auf dem *Nature Writing* Seminar der Stiftung Kunst und Natur gehalten hat.

Tina Schulz

Tina Schulz (1975 geb. in München) ist bildende Künstlerin und Autorin. Sie schreibt und veröffentlicht seit 2003 Texte über Kunst und als Kunst. Ihre Arbeiten wurden im In- und Ausland ausgestellt; nach langen Jahren in Leipzig, Brüssel und Berlin lebt sie aktuell in Iffeldorf und arbeitet an ihrem ersten Roman.

Ra nd streif en notiz

Loslaufen geht immer, auch wenn sonst nicht viel geht; Laufen beruhigt und bringt die Gedanken in Gang. Die Straße ist abschüssig und rollt mich den Hang hinab. Auch meine Gedanken kommen ins Rollen und meine Augen grasen beflissen den vor mir liegenden Randstreifen ab. Beutegreifer haben den 360°-Blick, ich scanne die Wegstrecke vor mir, fürs Rundum sind die Ohren zuständig. Die Geräusche meiner Schritte verschaffen mir Bodenhaftung: Kies kollert zur Seite, nasses Gras quietscht unter den Gummisohlen, dann ein leises Schmatzen, wenn ich einen Schritt in die angestaute Wiese mache, um einem der vielen Fahrzeuge auszuweichen, die mich von hinten überholen oder mir entgegen kommen. Mich erstaunt die hohe Verkehrsdichte auf diesem winzigen, schlecht asphaltierten Sträßchen, das offenbar als Schleichweg zur Autobahn dient. Auch ich fahre den schmalen Streifen entlang, wie ein Staubsauger, denke ich noch, der die abzusaugende Fläche vor sich mit kleinen Lämpchen beleuchtet, als mein Blick nun doch abgelenkt wird und entlang der silbernen Schleimspuren ins Jenseits gekrochener Schnecken abschweift. Die perlmuttern schimmern den Häutchen enden im Nichts – oder vielmehr da, wo eine Krähe den ausgetrockneten Körper fand, so dass nur noch das schlingernde Ornament eines tödlichen Irrweges auf dem schwarzen Asphalt zu lesen ist, eine silbrige Inschrift im großen Buch des Daseins und Vergehens.

Der Asphalt ist brüchig und von tiefen Ritzen und Rissen durchzogen, und an der Abbruchkante wiesel schon Grase und Moose, Pimpernell und Breitwegerich heran, bereit, die einmal aufgebrochene Versiegelung schnellstmöglich zu sprengen. Die Moose machen den ersten Schritt und schleichen sich als grüne Adern ins Grau, gefolgt von Gräsern und Löwenzahn. Am Wiesenrand suche ich Spitzwegerich, der uns Kindern als Orakel diente: Zog man vorsichtig an einer der schlanken Blattlanzen und trennte sie mit einem Ruck vom Stängel, so hingen zartgrüne Äderchen aus dem Blattansatz, Kapillaren, die für den Transport von Wasser und Nährstoffen sorgen. Die Zahl nun dieser abgerissenen Schläuche sollte die Anzahl der Kinder anzeigen, die man zu erwarten hätte, wobei keinesfalls garantiert war, dass sich überhaupt Äderchen aus dem Stängel ziehen lassen würden. Mir jedenfalls gelang es nie, auf diese Weise ein Kind zu bekommen und auch wenn mich dieses spielerische Orakel damals nicht nachhaltig beeindruckte, so kann ich doch jetzt, als Erwachsene, seine Wahrhaftigkeit bestätigen.

Neben der Straße stehen ein paar Pappeln im feuchten Grund. Sie markieren den Ausgangspunkt meiner kleinen Exkursion: Hier hatte ich gestern die hellen Kappen größerer Pilze im Vorbeifahren aufleuchten sehen, die ich

mir heute ansehen will. Noch stehe ich in der Übergangszone zwischen Feuchtwiese, Wald und Weideland: Ein quietschnasser Streifen mit braunschwarzen Wasserlöchern, gesäumt von einer Armada winziger Pilze, durchsetzt von Heidelbeerkraut, Blaubeergestrüpp und Riedgrasbutzen, der zum Wald hin von einem lichten Vorhang hochschießender junger Birken begrenzt wird. Ich mache einen Schritt zur Seite, ins Nass. Mit einem Schmatzen dringt Feuchtigkeit durch meine Stoffturnschuhe – es geht doch nichts über die passende Ausrüstung. Mit einem Mal bin ich hellwach. Unter mir, über mir, um mich herum registriere ich eine Vielzahl von Details: die ferne Brandung der Autobahn, die dröhnenden Rotoren des Gelben Engels auf dem Weg von eben dieser Autobahn zum Murnauer Unfallkrankenhaus, die hellen metallischen Stöße der Skistöcke eines Langläufers, der auf Rollen trainiert, und gleich dahinter die erregten Stimmen vorbeirauschender Rennradler. Vom Waldrand her kommen Meisenrufe, dann knacken Äste, rascheln Blätter im Wind, stürzen Eicheln ab und schlagen dumpf in den aufgeweichten Waldboden ein. Ich werde langsamer. Die Pilze, die ich gestern vom Fahrrad aus erahnt hatte, sind heute geerntet; ihre abgerissenen Stümpfe leuchten wie schneeweiße Knöchel im Boden. Silber verblichene Fichtenäste liegen verstreut wie die Rippen eines gestrandeten Wals im Moos, das sich aus einer Vielzahl unterschiedlicher Arten zusammensetzt und das, je näher ich hinsehe, immer präzisere Formationen zu erkennen gibt, gerade so als würde mein Sehapparat schrittweise in einen Mikrokosmos zoomen. Ich lasse mich auf dem Rückgrat des Wals nieder und beobachte den Nahbereich. Trockene Samenstände einer vergangenen Moosblüte erheben sich in den samtigen Polstern wie Peitschenlampen über winzigen, taubenetzten Büscheln, aus denen am Hang eines vermordernden Fichtenstammes eine futuristisch anmutende Architektur mintgrüner Trichterflechten erwächst. Ihre Form erinnert an Wassertürme: schlank aufragende Trompeten, elegant sich dem Himmel öffnend, eine schlichte Bitte ums Nass, das sich als einzelner Tropfen in der grünen Schale sammelt. Da, wo der halbwegs trockene Moosgrund ins Feuchtgebiet übergeht, sind in hartfaserigen Grasbutzen unzählige zarte Netze gespannt, in denen sich der Tau in tausenden winzigen Tröpfchen gesammelt hat. Wer knüpft diese Netze, wer sammelt das Wasser, wer will davon kosten? Ich sitze und schaue und warte vergebens darauf, dass diese rastlose Suchbewegung in mir zur Ruhe kommt: Alles will betrachtet, alles will benannt, alles mit allem verknüpft und zur Sprache gebracht werden. Doch wozu?

Ich stehe auf, spüre die einschießenden Schmerzen in meiner rechten Körperhälfte, atme tief durch und schiebe mich schwerfällig durch einen Pulk buschiger Jungfichten, deren stachelige Zweige mir um die Wangen schlagen. Ich wische mir den Tau vom Gesicht und schlüpfte in die trockene Geborgenheit des Waldrands. Der Eichelhäher meldet mein Kommen, ein Klicken und Krätschen, dann ist der Wald plötzlich mucksmäuschenstill. Keine zehn Meter von der Straße fühle ich mich unendlich weit von ihr entfernt. Immer noch Pilze auf Schritt und Tritt: Reizker, Täublinge, Semmelstoppelpilze, fette Henne, vermoderte Hallimasch, Birkenpilze und ein paar vollgesogene Maronen, deren klebrig-glitschige Kappen ich freundschaftlich berühre. Daneben drängen die trockenen Hüte zweier Neulinge aus dem lockeren Nadelboden und gewohnheitsmäßig fahre ich mit den Fingern unter die Kappe: Schwamm oder Lamelle? Ich spüre die zarten Blättchen auf meinen Fingerkuppen und lasse ab: Lamelle. Zugegeben, im Ansatz beschränkt sich meine mykologische Bestimmungskunst auf den Zweck der Nahrungssuche: Schwamm ist meist essbar, Lamelle oftmals nicht. Eine Ausnahme von der Regel macht der Parasol, mein liebster Speisepilz, doch ihn erkenne ich auf zehn Meter Entfernung und lasse keine Gelegenheit aus, ihm zu huldigen. Hier und heute habe ich kein Glück, doch ich kann warten, ich bin eine geduldige Sammlerin.

Der Boden der Schonung unter meinen Füßen ist jetzt trocken und fest. Vor mir öffnet sich ein Stück Nutzwald, regelmäßig gewachsen, brav und sauber angelegt. Die astlosen Stämme stehen in lichten Abständen, der Harvester sollte im nächsten Winter keine Probleme bei der Ernte haben. Der Wald sieht vollkommen normal aus, doch ein paar Schritte neben mir entdecke ich ein einfaches Bauwerk, eine Art Tipi aus langen gebogenen Ästen, dick wie Elefantenzähne, die, um eine Fichte herum gelehnt, einen dürftigen Innenraum bilden. Im Umfeld dieser archaisch anmutenden Architektur flimmern mir bunte Wollschnüre entgegen, mit den dürren Zweiglein im trockenen Nadelteppich dicht verwoben oder auf Augenhöhe um die harzigen Stämme gewickelt, so als hätte jemand im Labyrinth des Waldes eine Spur legen wollen. Ich weite den Blick und sehe mich um. Nicht weit entfernt vom Stoßzahntipi ist zwischen den Bäumen ein waagrechtes Netz aus Wollfäden und Paketschnüren gespannt. Aufgeknüpft im Netz baumeln dicht über dem Boden abgerissene Stoffstücke, bemalte Tannenzapfen, Äste, rostige Konservenbüchsen, bunte Schürzenbänder und farbige Filzfetzen. All diese Gegenstände wirken sorgfältig ausgewählt und genau platziert, wenn auch manche der Stoffe ausgebleichen sind, als hingen sie dort schon länger als eine Saison. Auf Stämmen ringsum wurden mit Lehm, Kieseln, Zweigen und Zapfen furchteinflößende Masken modelliert; zwei

der Fichtenstämme sind mit groben Leintüchern umwickelt, die mit großen stilisierten Augen bemalt sind. Es sind vor allem diese Augen, die dem Ambiente ein animistisches Flair verleihen: Sind das Spuren einer Beschwörung, eines Rituals oder esoterischen Orakels? Wüsste ich es nicht besser, würde ich hier das Wirken professioneller Setdesigner für ein Remake von „Herr der Fliegen“ vermuten, und nicht das Spiel einer Kindergruppe im Vorschulalter, doch ohne jeden Zweifel stehe ich am Spielort eines Waldkindergartens. Ich kenne mehrere solcher Plätze im Wald, doch dieses Lager sieht verlassen aus, ziemlich verwahrlost sogar, wenn nicht verwüstet. Das Dach eines improvisierten Unterstands ist eingebrochen, die ehemals aufrecht stehenden Stämme sind unter dem Gewicht der Zweige umgestürzt, die Feuerstelle ist zerstört, eine Leiter aus Stecken und Stangeln zerbrochen und einst sorgsam eingesammelte Zapfen und Spieße liegen wild durcheinander. Es herrscht Unordnung im Lager, ganz so, als hätten die Bewohner es fluchtartig aufgeben müssen. Was war geschehen? Wo mögen sie sein?

Kommen sie zurück? Ein wildes Geheul fährt durch den Wald, Wolfsrudel, Kampfgeschrei, Echo, Überfall! Die Soldaten des Kaisers, Räuber und Banditen, der feindliche Stamm raubt uns die Pferde! Flieht, nehmt Frauen und Kinder, flieht, wenn ihr könnt! War es das gewesen? Nein. Nichts dergleichen. Ein Knacken in den schütterten Wipfeln, der Wind, die Stämme knarren leise. Dann wieder Stille.

Tatsächlich habe ich niemals wirklich Kinder an diesen Orten spielen sehen, und betrachte daher ihre Hinterlassenschaften wie rohe Artefakte, wie Fragmente einer Sprache, die ich in meiner eigenen Kindheit gesprochen und auf dem Wege hierher beinahe vergessen habe: eine räumliche Schrift aus Abenteuern, Erzählungen, spontanen Handlungsweisen, Ideen und Kapriolen aus Büchern, ausagiert im wilden Spielfeld des Waldes. Den Kindern im Waldkindergarten mag es nicht viel anders ergangen sein wie mir bei meinen minutiösen Beobachtungen: Auf den Nahbereich fokussiert, öffnet sich in der Vielgestaltigkeit des Naturraumes eine tiefere Erzählerperspektive, die sich mit allen nur erdenklichen Abenteuern ausfüllen lässt.

Auch mein Erfahrungswissen über den Wald stammt aus meiner Kindheit, und zu den Abenteuern, die ich als Mädchen mit meinen Schwestern erlebte, gehörte selbstverständlich auch die Robinsonade, eine Geschichte des „Überlebens in der Wildnis“, gegen alle Gefahren und Widerstände, auf der Flucht vor oder ausgesetzt und verlassen von bösen Eltern, mit Hilfe selbst gebauter Werkzeuge und Waffen, eines Unterstandes, einer Feuerstelle und einem weichen Lager aus Moospolstern und Zweigen. Ich will den Spuren dieser Spiele folgen, will sie deuten wie vorher Abbruchkante und Randstreifen, fahre mit den Augen über den Waldboden, sammle

Bedeutungen auf und verknüpfe sie im Gesamtbild eines Textes, so wie ich Grashalm und Blatt, Kiesel und Teerbrocken, Schneckenspur und Moosadern vom Boden aufgelesen und mit Bedeutung und Zusammenhang versehen habe. Doch die Netze mit ihrem flattrigen Treibgut des Waldes sind mir neu, sie passen nicht in mein Bild. Was mag es damit auf sich haben? Wovon wird hier erzählt?

Mit einem Mal weiß ich, woran mich die baumelnden Stöckchen und verblichenen Bänder erinnern. Erst wenige Wochen vor meinem Streifzug stand ich in einem hell erleuchteten Ausstellungsraum im zentralen Pavillon der Biennale von Venedig. In der Mitte des Raumes war durch kniehohe Kordeln ein Feld abgeteilt, das man nicht queren konnte. In diesem luftigen Carré hingen die zartesten, fragilsten, ephemeren Objekte von der Decke: ein Bündel trockener Gräser, einzelne Schilfhalme, zu einem regelmäßigen Gitternetz verflochten, von Rost zerfressene Drahtwölkchen, sorgfältig verbunden mit winzigen Bruchstücken aus Plastik, getrocknete Schalen einer länglichen Baumfrucht, der Wurzelstock eines Schilfgewächses, verfilzte Fasern, Gewölle undefinierbarer Herkunft, verhedderte Schnüre, verknotete Bänder und Seile und jede Menge zerrissener Fischernetze. Es waren Fundstücke aus den Brackwassern der Serenissima, die allesamt sorgfältig entwirrt, gereinigt, getrennt und verbunden wie ein visuelles Alphabet in den Raum gehängt wurden. Ich stand vor NAUfrage, einer Installation der chilenischen Künstlerin Cecilia Vicuña, deren Lebenswerk seit ein paar Jahren wiederentdeckt und auf internationalen Großausstellungen gefeiert wird. Die Ethnopoetin, Filmemacherin und Malerin Cecilia Vicuña, so war zu lesen, schafft ihre „precarios“ aus Naturmaterialien wie Fasern, Federn und Fäden und lässt ihre ephemeren Poesien dort, wo sie sie erschafft, durch die Kräfte der Natur auch wieder vergehen: im Geäst eines Baumes, im Ufersaum des Meeres, in der steinigen Wüste der Anden oder im flüchtigen Miteinander einer Performance. Die Leute aus den Anden, so Vicuña, würden in ungesponnener Wolle dasselbe wie in den Gaswolken des Universums erkennen: ein reines Potential; Leben, gespeist aus ewigen Kreisläufen. Ein in aus dieser Wolle gewobenes Textil gehüllter Körper sei eingehüllt in Bedeutung, sei ein lebendiges Zeichen, ein heiliger Text. Ein Garn ist eine Linie, Weben ist Schreiben, ein Text ist ein Stoff, vibrierend von Leben und Erinnerung. Es sei höchste Zeit innezuhalten, so sagt sie in einem Filmporträt des Guggenheim Museums mit kindlicher Stimme; nicht in zehn Jahren, nein, jetzt müssten wir uns entscheiden, welchen Tod wir unseren Kindern hinterlassen: den, der immer wieder neues Leben ermöglicht – oder den, der die endgültige Auslöschung bedeute... Vicuñas indigene Poetik ist treffend, berührend und mehr als notwendig

angesichts der kommenden Klimakatastrophen, doch kann ich mir kaum vorstellen, dass die hiesigen Waldkinder einer ähnlichen Sensibilität auf der Spur sind. Stehen ihnen etwa andere Erzählungen für ihre Rollenspiele zur Verfügung als mir damals?

Bekommen sie andere Angebote, Angebote, die sie nicht Entdeckerrinnen, Eroberer und Überlebende spielen lassen, sondern Beobachtende, Anteilnehmende, Fürsorgende, demütig Schützende? Könnte ihre spielerische Verbindung mit der Natur bereits widerspiegeln, auf welche Art und Weise sich unser aller Verhältnis zur Umwelt verändern muss? Doch woher sollte dieser tiefgreifende Sinneswandel auf einmal kommen? Nichts an den wilden Spielplätzen im Wald hat mir darauf Hinweise gegeben, und ich bin weit entfernt davon, in Kindern ein intuitiv besseres, „natürlicheres“ Verständnis für ihre Umwelt zu erwarten, als die Eltern es ihnen vorleben. Was aber, wenn die Erfahrungen und das Wissen der Eltern sich angesichts des Klimawandels nicht nur als ursächlich lebensfeindlich und zerstörerisch, sondern auch als vollkommen nutzlos erweisen werden? Was für ein kaltes Erwachen... Je länger ich den Spielplatz der Waldkinder betrachte, desto unwohler wird mir dabei. Ich wende mich ab und finde einen Pfad zwischen den schulterhohen Fichten, der über einen Graben zum Straßenrand zurückführt. Hier ist der Sammelplatz der Kinder, ein Sitzkreis aus einfachen Bänken und abgesägten Rundlingen. Ich stelle mir die Gruppe im Morgenkreis vor, 10 oder 12 Kinder mit roten Backen und zerzausten Haaren, zwei oder drei Betreuerinnen und Betreuer, Sitzkissen aus Schaumstoff, Plastikbrotbüchsen, Bananen, Fruchtriegel und vegane Gummibärchen, Thermoskannen, Taschenmesser, gefütterte Gummistiefel, laufende Nasen, Funktionskleidung im Zwiebellook, Feuchttücher, Desinfektionsmittel und die kleine Schaufel fürs große Geschäft liegt auch parat. Alles ist gut durchdacht, keiner wird übersehen, für jeden ist gesorgt. Für das jedoch, was den Kleinen bevorsteht, wird dieses Rüstzeug nicht ausreichen.

Es ist mittlerweile fast Mittag geworden und ich mache mich auf den Rückweg zum Langen Haus. Den sanft geschwungenen Aufstieg nehme ich bald leise schnaufend im Blick dreier Milchkühe, die sich bequem wiederkäuend im Gras lagernd einen Logenplatz neben der Straße ausgesucht haben. Ihre schweren Leiber liegen wie ein Leib in der Wiese und aus drei imposant gehörnten Schädeln sehen mich sechs dunkelbraune Augen, wie ich mir einbilde, vertrauensvoll an. Ich bleibe stehen und komme ihnen näher, um im schwarzen Spiegel dieser Augen mein verzerrtes Abbild zu suchen. Die Tiere wenden die Köpfe, glotzen mich an, schnauben leise und zucken mit

den Flanken; eine leise Panik macht sich breit. Ich spreche sanft auf sie ein, bemüht, sie nicht weiter zu beunruhigen, und tatsächlich bleiben sie liegen.

Vorsichtig strecke ich der mir nächsten Kuh meine flache Hand durch den Zaun entgegen. Schon spüre ich ein warmes Schnaufen aus der tiefenden Schnauze auf meiner Hand und eine raspelraue Zunge leckt mir mit einem Schlag das Salz von der Haut. Geht doch, denke ich, geht doch. Wir verstehen uns doch. Ich tue euch ja nichts! Und berühre das glatte Fell auf der Stirn meiner Kuh, der Sanften, der Schönen, der Guten, und streichle kurz darüber. Dann plötzlich, als hätte ein Wecker in mir geklingelt und mahnte mich zur höchsten Eile, ziehe ich meine Hand zurück, rufe den Kühen ein Abschiedswort zu und nehme schnellen Schritts den letzten Anstieg zum Haupthaus, wo nur wenige Minuten später beim Mittagessen das schwer dampfende Fleisch ihrer rückgezüchteten Verwandten, gebettet in goldgelbe Spätzle in einer dunkelbraun glänzenden Sauce auf meinem Tellerrand liegen wird: Auf der Karte steht heute Braten vom Heckrind an Dunkelbiersauce, eine Spezialität des Hauses, bio, und garantiert aus eigenem Anbau, und mich hat mein Ausflug durchaus hungrig gemacht.



Miriam Tag

Miriam Tag, Lyrikerin, Philosophin, Mystikerin, liebt Körper unterschiedlicher Größe.
Photonen, Wellen, Nebelwolken.
Eisberge, Eichhörnchen und Seidenraupen.
Spinnen, Spiralen, Sandkörner.
Falten, Fingerspitzen und Tintenfüller.
Kristalle, Krusten von Salz auf Haut.

Who experiments

Who experiments? The body.
Who invents? It does.

Michel Serres, Variations on the Body, 151

Es gab eine Zeit, da war ich sehr euklidisch. Messbar. Eins. Ich wusste, wo meine Grenzen lagen; ich wusste, wie man einen Körper kartiert.

Die festen Dinge leben durch den Rand. Hier ist etwas, dort etwas Anderes. Es gibt einen Grad der Differenz, der einen Unterschied macht. Es gibt diese einfache Form, zusammengesetzt aus Eindeutigem, und zwischen den Schichten nichts. Ein lesbarer Körper, sinnhafte Zeichengewebe. | Da geschieht sie bereits,

die Verschiebung: Euklidische Körper, die Gewebe werden, ändern zuerst ihre sichtbare Form; dann brechen sie auseinander.

Etwas zerbrochenes Festes kann man kitten, heile Stücke bewahren und den Rest entsorgen. Als ich aufhörte, euklidisch zu sein, griffen diese vertrauten Verfahren nicht mehr.

–

Ich sitze auf dem Pieperfeld und zeichne Linien mit schwarzer Tinte auf ein Blatt. Manche berühren sich, manche bilden Worte, die zu Zeilen anwachsen und langsam diese Seite überwuchern.

Texte sind Territorien. Ich streune durch sie, treibe, tauche, wühle, grabe, tiefer; etwas wird auffliegen.

Die Zeichen auf meinem Blatt werden ein schwarzes Quadrat, ich begleite ein Begräbnis, diesen Körper im Sturm: Zieht der Wind stark genug durch die Farbe, wird der Text

eine Wolke, sie steigt auf aus dem Blatt, eine dunkle Säule, ich bitte sie, eine Verbindung zu sein zwischen hier und dem Äußersten, aber Wolken sind nicht gefügig.

Wolken sind unstet und zugleich stets genau da, wo sie sind. Wie machen sie das, kompakt auszusehen ohne Zentrum?

Die Wolken weichen mir aus.

Ich erinnere mich an eine Freundin Etel Adnans, die sie anrief und ihr von einer Wolke erzählte. Jeden Nachmittag besuche sie sie, immer dieselbe, in gleicher Höhe und Form, sie warte auf sie, und sie komme.

Manchmal sind Wolken so leicht.

Manchmal ist der Himmel leicht, wie hier, hinter schweren schwarzen Wolken. Erst jetzt fällt mir auf, wie oft ich Dinge betrachte, die unten sind und deren Verwandlung so langsam geschieht, dass ich sie fast nicht bemerke.

Heute lasse ich mich von meinem mit der Wolke verketteten Blick übers Feld ziehen. Heute zwingt mich, einer Säule aus Rauch zu folgen, die Himmel wird.

Die Wolken über dem Wald sind zerfranst wie ich, und mein Körper wird eine Andere.

–

Es gibt immer noch diese Lichtungen wie stille Kathedralen, verstreut in den Wäldern.

Zwischen grünen Tümpelaugen wächst die Welt auf eigensinnige Weise weiter, der Grund wird morastig, meine Füße folgen der ansteigenden Feuchte. Der Haselbach, der endlich wieder mäandern darf, wie es Bäche wollen, schäumt in den Erdschichten.

Tauche ich meine Finger in die Tümpel, verwandelt sich die dünne Haut auf ihrer Fläche zu dichten Schlieren, grünen Fäden, ich schreibe in Algen-schrift, lege Räume frei, in denen Wolken sich spiegeln.

Es gibt eine Intimität von Wolken und Wasser, die Himmel und Erde ineinander bringt.

–

Feuchte ist wohl die verkannteste aller Philosophien, dabei ist das Feste auf seine eigene Weise nur, weil es all diese Berührungen voller Nässe, Wogen, Gezeiten gibt. Je tiefer wir tauchen, unter die Schichten, in denen Land und Wasser sichtbar aufeinanderstoßen, desto mehr setzt sich das Flüssige durch.

–

Die Wolken auf dem Wasser und der Bachlauf bewegen sich in entgegengesetzter Richtung, schieben sich übereinander.

Auf der Oberfläche treiben kleine Wirbel, Wolken auf und unter ihnen, mein Gesicht, ich möchte hineintauchen, werfe ein Blatt hinein.

Konzentrische Kreise, wie erwartet. Kleine Blasen steigen auf. Schlieren, Wirbel, Quallenmuster auf seiner Oberfläche.

Durch die Wolken, die sehr weit oben sind, sehr tief unten im Wasser, ziehen Streifen, rucken hin und her, versickern.

Auf der anderen Seite der Brücke entdecke ich einen Trampelpfad hinunter zum Bach. Hier ist das Wasser klar. Es wirkt unbewegt.

Da fließt mein Blatt vorbei.

–

Ich bin nicht in den Fluss der Dinge getaucht.

Mein Körper ist der Bach. Blasen steigen auf aus der Tiefe, und die Oberfläche bleibt glatt.

Ein Streifen auf dem Wasser spannt sich quer über den Himmel, beruhigt mich.

Ein Körper kann nicht falsch sein.

–

Lange habe ich meine Geschichte auf der anderen Seite begonnen.

Dann lernte ich langsam, tastend, hier zu sein.

Nun komme ich dahin, wieder nirgendwo zu sein,
aber auf andere Weise.

–

Das Feste und das Flüssige, sie sind beide die andere Seite. Doch es gibt
eine Welt, die meinen Körper als Wolke meint.

Als Kind waren Wolken für mich helles Brot.
Ich lief auf ihnen, aß mich hindurch. Kam ich ihrem Rand nahe,
fielen Krumen von der Kante. Vögel fingen sie im Flug.

Der scheinbar feste Rand eines Brotes. Aus der Nähe
betrachtet: winzige geschichtete Säume.

Mein Körper, ist er fest oder fluktuiert er,
wie Wolke und Brot?

–

Der Haselbach fließt durch mich hindurch. Eine Wolke treibt
auf seinem Grund.

In der Welt der Wege und Ströme brauchte ich die Karte, die mein Körper
war. Nun werfe ich meinen Kompass ins Wasser.

Die vielarmigen Flüsse ziehen zum Meer. Manchen folge ich, andere zeichne
ich, aus weiteren steige ich auf.

Ich weiß, dass auch die Wolke nur eine Passage ist, ein leichtes Vehikel für
meinen Körper, diesen unbeständigen Passanten.

Mehr will ich nicht wissen, weil das, was danach geschieht, anders sein wird
als das, was Wolken wissen.

–

Wenn ich Wolke bin, wird mein Körper ausgewogen.
Ein inneres Licht tritt ins Gleichgewicht mit der Fülle der Welt.

Mit Wolkenfüßen laufe ich über Steine. Sie haben unregelmäßige Ränder,
wie ich. Doch das weiß ich erst, seit ich Wolke bin.

–

Wie mache ich das, mich so langsam zu verschieben
über die Jahre, dass ich plötzlich ~~Etwas~~ Anderes bin?

Was hält eigentlich die Wolke davon, dass ich wie sie ~~sein will~~ bin?

Wenn ich Wolke bin, bin ich ~~dem~~ Himmel ~~nah~~.

–

Einst war mein Körper Kristall.

Im Inneren des Körpers, der ein Kristall ist, steckt die Metamorphose des
Festen.

Es gibt langsame Verschiebungen, so lange es etwas gibt, was sich verändern
kann. Außenseiten, die sich im Innen verbrauchen.

Im Innen des Körpers, der ein Kristall ist, steckt das Bild des Netzes fest.
Elemente und ihre Verknüpfungen.

Was, wenn beide unermesslich groß sind? Und ohne feste Punkte?

Die Komplexität einer Wolke übersteigt die eines geknüpften Netzes bei
weitem.

Doch auch sie hat Ränder, fluktuierend, weite Grenzen, die Umrisse eines
Bienenschwarms.

Was, wenn ich nicht Netz und nicht einmal mehr Wolke bin?

–

Säume, Bewegungsränder. Wenn ich weit genug
entfernt bin vom Rauschen, beginnt die Unterscheidung.

Erst war ich Kristall, fest umrissen, langsam verschoben.

Später begann ich Wolke zu sein, Zone inmitten
beweglicher Ränder.

Werden Ränder in ihr eigenes Rauschen getaucht,
wird die Unterscheidung zu einer
unendlichen Aufgabe.

Ich bin mir als Rauschen gegeben.

Ein fluktuierender Rand ist der Ort, wo ein Ding zu brennen beginnt.

Seit ich Flamme bin, gibt es kein Innen und Außen mehr.

Ich bin Rand.

Eine Flamme, die sich fortsetzt, ohne Ort.
Hier, eben, noch dort, jetzt da, hier.

–

Ich schlafe ein.

Als ich die Augen öffne, liege ich auf einer Zeit
aus drei Lagen.

In der ersten tauschen ordentliche Teilchen Photonen aus, inmitten
größerer Gleichgewichte. Die zweite schmilzt Ordnung ein.

In der dritten kommt etwas Unwahrscheinliches zu sich.

Zeit eins, Kristall, Kessel.

Zeit zwei, Bienenschwarm, Wolke.

Zeit drei, Flamme, Blitz.

–

In einer Welt schlafe ich ein, in einer anderen wache ich auf.
Wo ist die Grenze? Unscharfe Ränder, instabile Zonen.

Wenn ich Kristall bin, Wolke und Bach, wie knote ich
die Neigung zur geschlossenen, fluktuierenden Grenze auf?

–

Es gibt den Moment, da Mannigfaltigkeiten sich berühren,
Tangente an einer gemeinsamen Grenze, eingehüllt von Kontingenz.

Mein Körper: ein offener Wirbel, der sich am Rand eines Abhangs bewegt,
auf- und absteigt über der Landschaft, rhythmisch, verkrümmt, weniger
Welle

denn Feuerzunge, Blitz.

Ich habe mich ausgesetzt.





Schreibgänge ins Gelände

Von Peter Braun, Ludwig Fischer und Jutta Person

„Folge dem Haselbach!“, so hatten wir uns nach vier intensiven Seminartagen im Gästebuch des Langen Hauses verabschiedet, und vielleicht kann der mäandrierende Haselbach tatsächlich so etwas wie eine – keinesfalls zielgerade – Leitlinie sein. Nicht zuletzt, weil er als renaturiertes Gewässer etwas anschaulich macht, was auch das Programm dieser Oktobertage prägte. In den neun Werkstatt-Beiträgen zeigt sich dabei die Vielgestaltigkeit des Schreibens über Natur: Von den Exmoor-Ponys über den Karpfsee bis an die Randstreifen der Landstraße führen die vorangegangenen Texte – als Gedichte, Reflexionsmäander, Worterkundungen und Notizen. Sie stehen im Wechselspiel mit den Fragen nach Schreibtraditionen und gegenwärtigen Schreibformen, die während der Seminartage zur Sprache kamen.

Gibt es ein Schreiben von Natur, das sowohl den beschriebenen Phänomenen als auch dem eigenen Erleben gerecht wird? Ein Schreiben, das auf einer genauen Beobachtung und Kenntnis beruht und dennoch auch die subjektiven Anteile – sensorische Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Erinnerungen – mit einbezieht? Ein Schreiben, das nicht nur nüchtern im Stile eines naturkundlichen Sachbuchs berichtet, sondern den ästhetischen Reichtum der Sprache ausschöpft und tatsächlich von Naturerfahrungen erzählt? Ja, das gibt es, vor allem im angloamerikanischen Raum, und es wird als *Nature Writing* bezeichnet.

Die Tradition des *Nature Writing* geht nicht auf einen einzigen Ursprung zurück. Den frühesten, bis heute anhaltenden Impuls in Großbritannien gab Gilbert White 1789 mit seinem Buch *The Natural History and Antiquities of Selbourne*, einem in Briefen abgefassten, naturkundlichen Werk über ein kleines Dorf. Ein weiterer wichtiger Impuls geht von der Romantik in Großbritannien aus. Deren Protagonisten, William Wordsworth und Samuel Taylor Coleridge, brachten der Natur um 1800 eine größere und stärker empirisch ausgerichtete Neugier entgegen als die Romantiker in anderen europäischen Ländern. Sie wanderten sehr viel – allein William Wordsworth soll in seinem Leben über 30.000 Kilometer zu

Fuß zurückgelegt haben – und zogen sich in eine abgelegene Seen- und Berglandschaft im Norden Englands zurück, den *Lake District*.

Die *Lake Poets*, wie sie deshalb genannt wurden, spielten auch jenseits des Atlantiks eine große Rolle und sorgten, nicht zuletzt durch ihre Übersetzungen aus dem Deutschen, dafür, dass viele Ideen aus Europa auch in der „Neuen Welt“ zur Kenntnis genommen wurden.

Das vibrierende junge Amerika, das nach seiner politischen Unabhängigkeit auch kulturell selbstständig werden wollte, entwickelte jedoch sein ganz eigenes *Nature Writing*, das im Kreis der „Transzendentalisten“ um Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau in den 1830er Jahren entstand. Für sie war die Natur ein Ort, an dem sie der schöpferischen, lebensspendenden Kraft allen Daseins begegnen konnten, die für sie mit der göttlichen Urkraft zusammenfiel. Dazu mussten sie jedoch ihre sinnlichen Wahrnehmungen immer weiter schärfen und verfeinern, um hinter oder innerhalb der wahrnehmbaren Natur deren göttliche Dimension zu entdecken. Das führte, vor allem bei Henry David Thoreau, zu einer ganz eigenen, sehr genauen und doch zugleich bilder- und formenreichen Beschreibungskunst der Natur, die er in seinen beiden zu Lebzeiten veröffentlichten Büchern *A Week on the Concord and Merrimack Rivers* (1849) und *Walden or Life in the Woods* (1854), aber auch in seinen Essays und in seinem *Journal* vorführte. In letzterem verzeichnete er auch, welchen großen Einfluss die Schriften Alexander von Humboldts auf ihn hatten, die seit den späten 1840er Jahren in englischer Übersetzung vorlagen. Mit seinem vielschichtigen Œuvre beeinflusste Thoreau alle nachfolgenden Autoren und gab ihnen einen Maßstab vor, an dem sie sich messen lassen mussten.

So etwa John Muir, der seit 1868 im Yosemite-Tal an der Westküste der USA lebte. In seinen Aufsätzen und Büchern hob er seine Region exemplarisch für die vielfältigen, noch weitgehend natürlichen Landschaften der USA heraus und verhalf ihnen zu einem festen Platz im kulturellen Selbstverständnis der USA. Muir entwickelte in seinen Schriften zudem erste Ideen zur Ökologie und zum Erhalt der Landschaft und verlieh damit dem nordamerikanischen *Nature Writing* einen Zug zum politischen Engagement und aktiven Umweltschutz.

Diese reiche, explizit literarische Weise des Schreibens über Natur ist seit gut zehn Jahren auch in Deutschland angekommen. In dieser Zeit sind eine beträchtliche Zahl britischer und US-amerikanischer *Nature Writing* Werke übersetzt worden, sowohl die Klassiker dieses Genres als auch Bücher lebender Autorinnen und Autoren.

Dass wir nach wie vor den englischen Namen verwenden – wie übrigens im Französischen, Spanischen, Italienischen und anderen Sprachen auch – zeigt an, dass sich noch keine vergleichbare deutschsprachige Tradition entwickelt hat, was die Dringlichkeit der Förderung und Entwicklung eines eigenständigen *Nature Writing* im deutschsprachigen Raum unterstreicht. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass der enorme Boom von Naturbüchern die Charakteristika und Qualitäten von genuinem *Nature Writing* in der Öffentlichkeit verschwimmen lässt.

Zur Entwicklung eines deutschsprachigen *Nature Writing* trägt die Stiftung Kunst und Natur u.a. seit 2021 mit einem jährlich stattfindenden *Nature Writing* Seminar bei. Die Seminare bieten ein umfassendes Programm aus drei Strängen, die sich zu einem Dreiklang verbinden: Erweiterung und Vertiefung des Wissens um *Nature Writing* durch Vorträge von Fachleuten und anschließenden Gesprächen; Erkundungen des weitläufigen Stiftungsgeländes, und die Schreibwerkstatt mit intensiver Textarbeit.

Das Seminar im Oktober 2022 widmete sich der Frage der Renaturierung, bzw. des *Rewilding*. Welche Konzepte gibt es dafür und welcher ‚natürliche Zustand‘, der wiederhergestellt werden soll, wird den Maßnahmen zugrunde gelegt – der um 1800 oder der vor 2000 oder gar 5000 Jahren?

Die Schreibwerkstatt, geleitet von der Journalistin Jutta Person und dem Literaturwissenschaftler und Schreibtrainer Peter Braun widmete sich der Besprechung der eingereichten wie der vor Ort aus den *field notes* der Geländegänge entstandenen Texte. Bei den konstruktiven offenen Diskussionen wurde auf die zugrundeliegenden Ideen und ihre Umsetzung ebenso geachtet wie auf die sprachlichen Mittel und den Stil. Zugleich galt es aber auch, nach dem Potential des jeweiligen Textes zu fragen und nach den Möglichkeiten und der Weiterentwicklung im Sinne des *Nature Writing*.

Das Leseheft dokumentiert anschaulich die Ergebnisse der Schreibgänge ins Gelände und der intensiven Werkstattarbeit. Die Texte der Teilnehmenden erproben ein eigenständiges deutschsprachiges *Nature Writing*: als ‚Werkstücke‘ in einem ganz konkreten Sinn.

Nature Writing Seminar und Schreibwerkstatt

6. bis 9. Oktober 2022

Stiftung Kunst und Natur, Nantesbuch

Konzept: Prof. Ludwig Fischer, Annette Kinitz

Leitung Schreibwerkstatt: Dr. Jutta Person, Dr. Peter Braun



Impressum

Stiftung Kunst und Natur
Karpfsee 12
83670 Bad Heilbrunn

kunst-und-natur.de
nantesbuch.de
nantesbuch.de/naturewriting

Nantesbucher Leseheft *Nature Writing*
Stiftung Kunst und Natur gGmbH
2. Auflage

Texte von:
Kathrin Blum, Chantal Ebelsheiser, Suzanne Fischer, Ute Kledt,
Anna Ospelt, Roland Rödermund, Tina Schulz, Miriam Tag, Anna Wiese

Redaktion:
Annette Kinitz

Bilder:
Thomas Dashuber, Elias Hassos, Michael Hopf

Zeichnung:
Ute Kledt

Gestaltung:
Studio Kronast + Mänder

© Stiftung Kunst und Natur, 2023

